

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 71 (1996)
Heft: 12

Anhang: Extra 3 : Genossenschaft Choschthuus Rapperswil

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

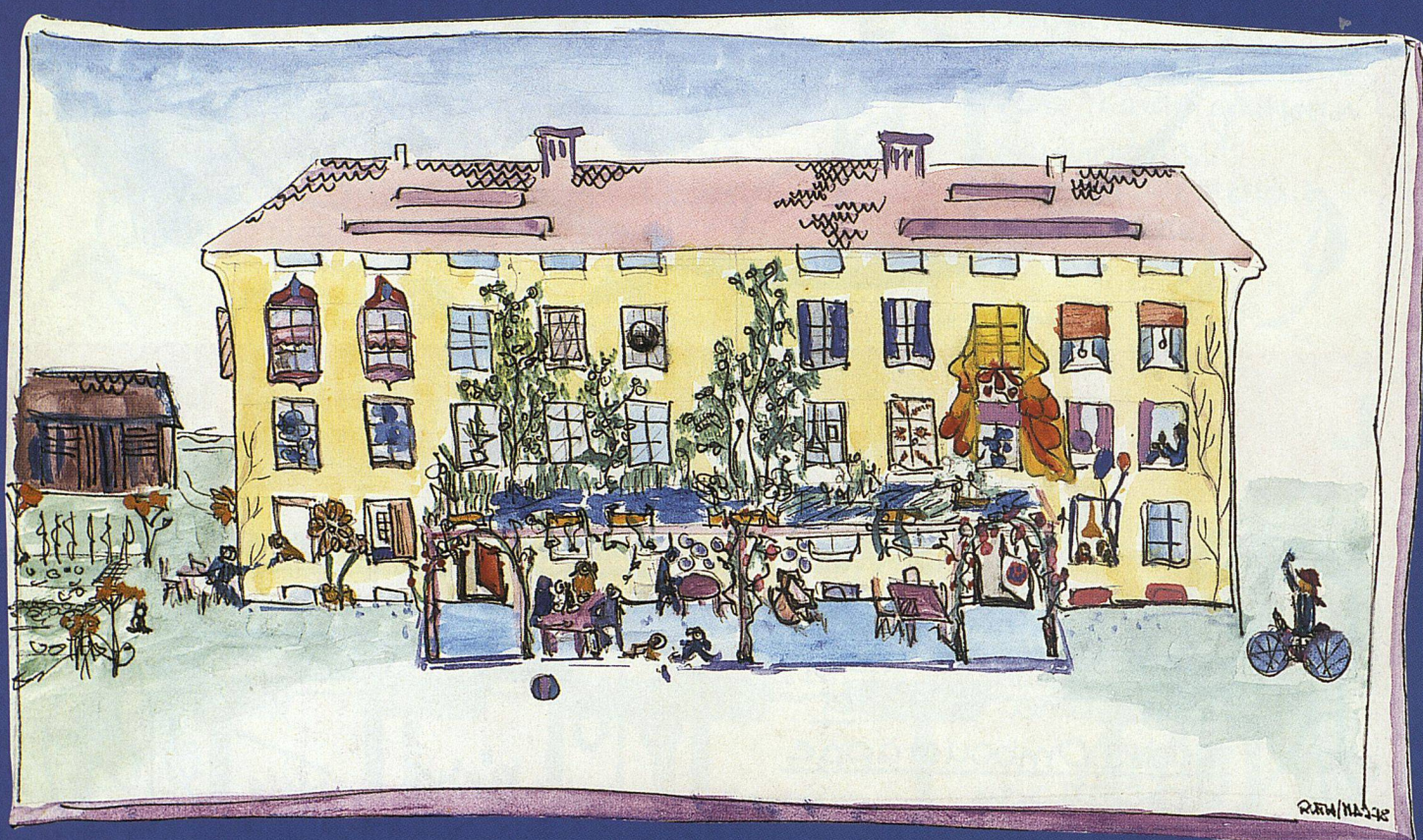
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

x t R

3



Genossenschaft
„Choschthuus Rapperswil“

Aus einer anderen Zeit: Spurensuche im Aargau 2-9 / Wie die Bourgeoisie dem Proletariat das Kleinbürgertum nahebrachte 10-11 / Utopien haben eine Geschichte – aber keine Zukunft? 12-13 / Zürich-Moskau retour: Ein Porträt 14-15 / Zahlen zur Wohnungsgeschichte 17 / Aus einer langen Geschichte 19 / Comic & Suchbild 21 / Silvesterparty mit Menü 22-23 / Rätsel 24



VORSPRUNG MIT SCHULTHESS

WOFÜR UNS ARCHITEKTEN, BAUHERREN UND BENUTZER LOBEN

ERSTENS: Eine Schulthess kommt mit 0,1 kWh aus, um ein Kilo Trockenwäsche im 40°-Kurzprogramm zu waschen. Und eine 4,6-Kilo-Füllung liefert der Tumbler für knapp 50 Rappen schranktrocken oder bügelfeucht ab.

ZWEITENS: Eine Schulthess braucht wenig Wasser, Waschmittel und Energie. Sie schont aber nicht nur die Umwelt, sondern auch die Nerven. Denn sie ist sehr, sehr leise.

DRITTENS: Eine Schulthess braucht im Kurzprogramm selbst für eine 90°-Wäsche nicht länger als eine gute halbe Stunde. Bei 40° oder 60° noch weniger. Nicht ganz unwichtig in einem Mehrfamilienhaus.

 **SCHULTHESS**
SCHNELL. SCHONEND. SPARSAM.

Schulthess Maschinen AG, Hauptsitz und Werk: 8633 Wolfhausen ZH, Landstrasse 37, Tel. 055/253 51 11. Niederlassungen in: 3014 Bern, Wankdorffeldstrasse 64, Tel. 031/332 60 71. 7000 Chur, Grossbruggweg 3, Tel. 081/284 73 83. 6006 Luzern, Wesemlinrain 20, Tel. 041/410 40 14. 2074 Marin, Champs-Montants 12c, Tel. 038/33 93 33. 9000 St. Gallen, Geltenwilenstrasse 16, Tel. 071/223 13 13. 8048 Zürich, Farbhofstrasse 21, Tel. 01/433 03 02. 4055 Basel, Kuhn Design AG, Missionsstrasse 39, Tel. 061/381 66 76.

Name/Vorname	Firma	Adresse	PLZ/ORT	➤
--------------	-------	---------	---------	---

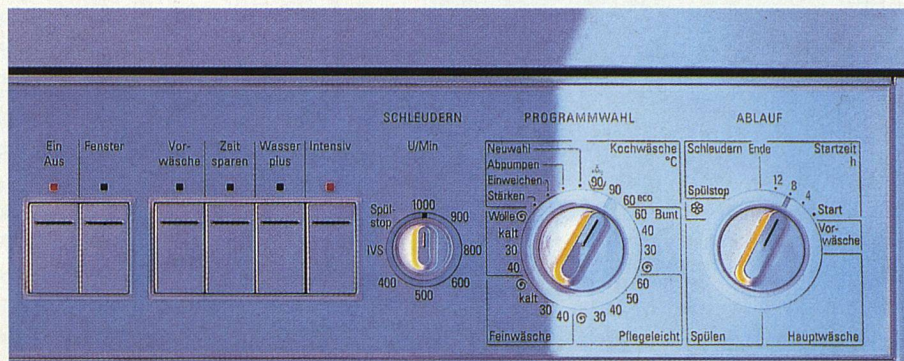
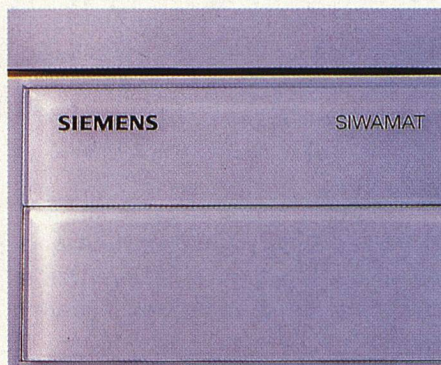
■ Prospekt 4,6 kg ■ Prospekt 6 kg

Bitte einsenden an: Schulthess Maschinen AG, 8633 Wolfhausen

SIEMENS

Durchblick heisst:
einfacher, sparsamer,
schonender und
schneller waschen.

Einfach einfacher:
Ein Wähler für alle Wasch-
programme, Temperaturen und
Sonderprogramme und ein
zweiter für Zeitvorwahl, Start
und Programmablauf sorgen für
klare Bedienungsverhältnisse.



Siemens. Wir gehören zur Familie.

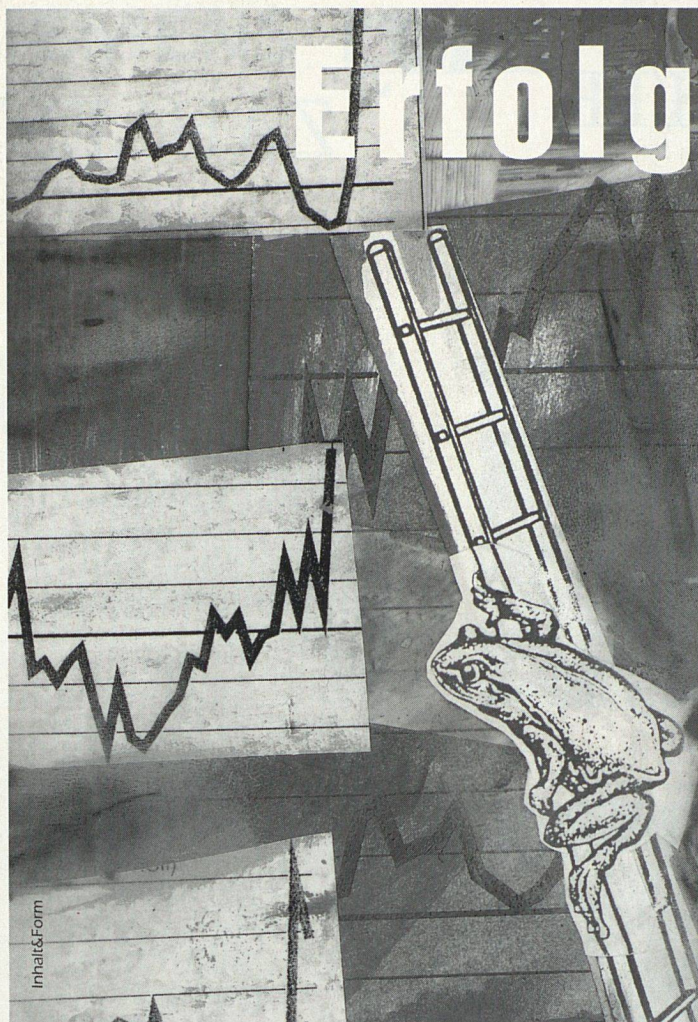


Einfach sparsamer:
Das 3D-Oberwassersystem
verringert den Wasser-
verbrauch.

Einfach schonender:
Neue asymmetrische Mitneh-
mer behandeln die Wäsche
besonders schonend.

Siemens Schweiz AG
Abt. Haushaltgeräte
Querstrasse 17/Fahrweid
8953 Dietikon
Tel. 01-749 11 11
Fax 01-749 12 61

Einfacher ist einfach besser: die Durchblick-Maschine.



Erfolgreich

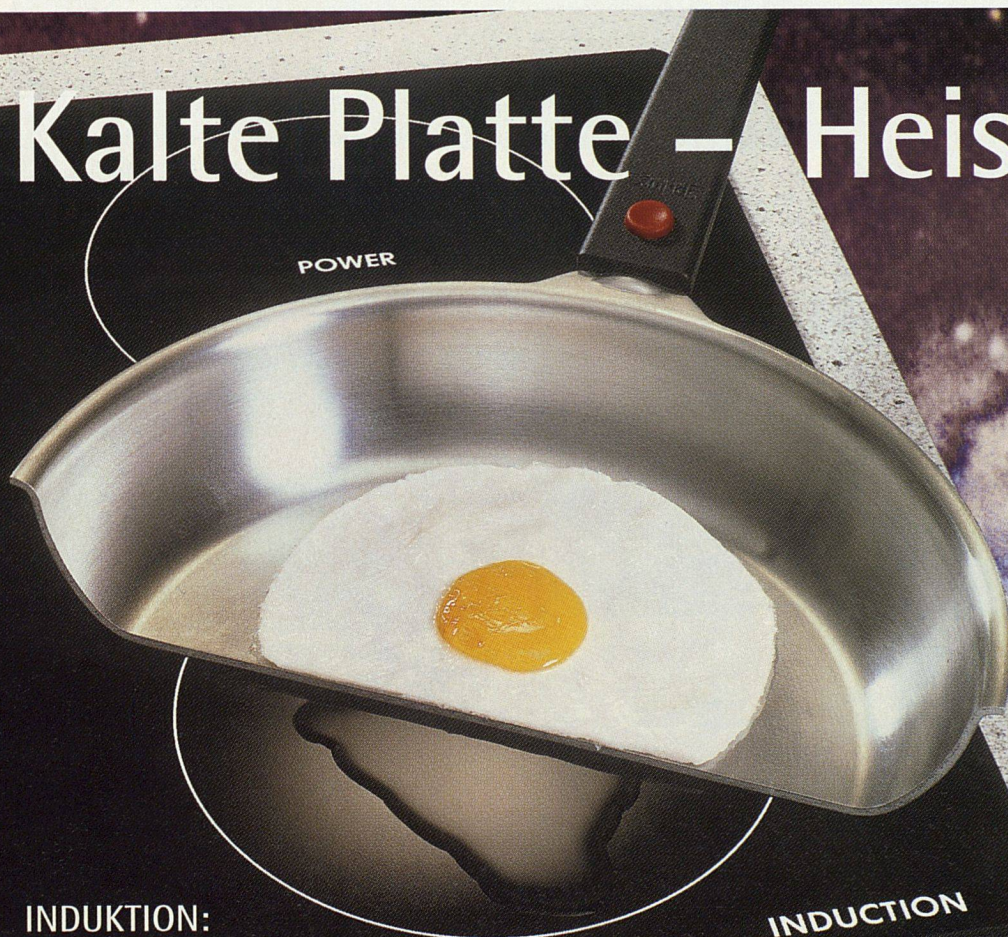
Gefragt sind heute qualitativ hochstehende **Gesamtlösungen**, die effizient ausgeführt werden – und somit zeit- und auch finanziell interessant sind. Lösungen, die eine intensive Kundenberatung erfordern. Dabei ist Transparenz oberstes Gebot. Wir verstehen uns als **Dienstleistungsunternehmen**, das in jeder Hinsicht auf die Kundenbedürfnisse eingeht.

Für unsere Kunden nehmen wir uns die Zeit und die Partner, die für jede Problemlösung sinnvoll und richtig sind. Auf jeder Stufe.

gdz macht mehr Druck

AG für grafische Erzeugnisse, Spindelstrasse 2, 8021 Zürich
Telefon 01 488 81 11, Telefax 01 488 83 00

Kalte Platte – Heisser Topf.



INDUKTION:

Die schnellste, sauberste und sicherste Art zu kochen. Natürlich von AEG.

Beim guten Fachhandel.

Infos unter Telefon 01/405 87 87, AEG Hausgeräte AG, Zürich

AUS ERFAHRUNG GUT **AEG**



Hoval präsentiert: RONDOTHERM



Inspiziert durch klassische Architektur und modernes Wohnen haben die Designer von Arbonia mit RONDOTHERM einen Heizkörper der Extraklasse geschaffen. Herzstück ist eine Spiegeltür, die neue Dimensionen öffnet. So erlaubt der Platz hinter der Spiegeltür eine vielfältige Zusatz-Nutzung: Als Garderobe, Stauraum für Kleinigkeiten, Minibar, indirekte Beleuchtung, Handtuchrockner, usw.

Anschlüsse, Ventil und Befestigungen befinden sich unsichtbar hinter der Spiegeltür. Vielseitig sind die Plazierungsmöglichkeiten. Zur Wahl stehen vier Grundmodelle in über 50 Farben, mit einheitlicher Spiegeltür.

Für Unterlagen senden Sie uns bitte einen Fax mit Stichwort RONDOTHERM.

Hoval Herzog AG

Feldmeilen: Fax 01 923 11 39, Reinach-Basel:

Fax 061 711 26 84, Bern: Fax 031 331 18 57, Lausanne:

Fax 021 625 23 32, Lugano: Fax 091 923 35 60.

Hoval

Verantwortung für Energie und Umwelt

mer händ das (110-jährige) Hus met
eusem Gäld kauft.

D' Zuesag vo der Gmeind zom dri go wohne
hämer übercho. Afangs nächstscht's Jahr zie
mer i als

Paar
Familie
Wohnungsgemeinschaft
Elege

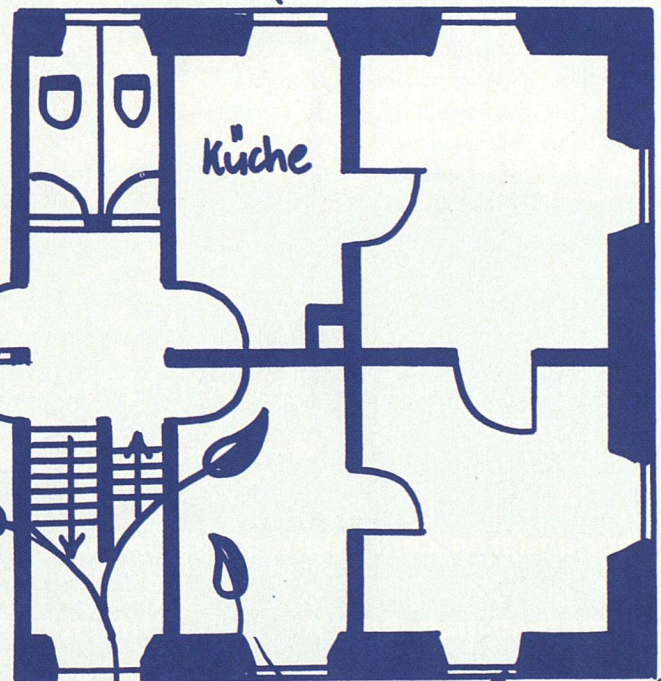
upfüllert met Rang
and Name of de
höchste Site

 **DOKUMENT** Mit dieser auf Matrizen gedruckten Broschüre präs

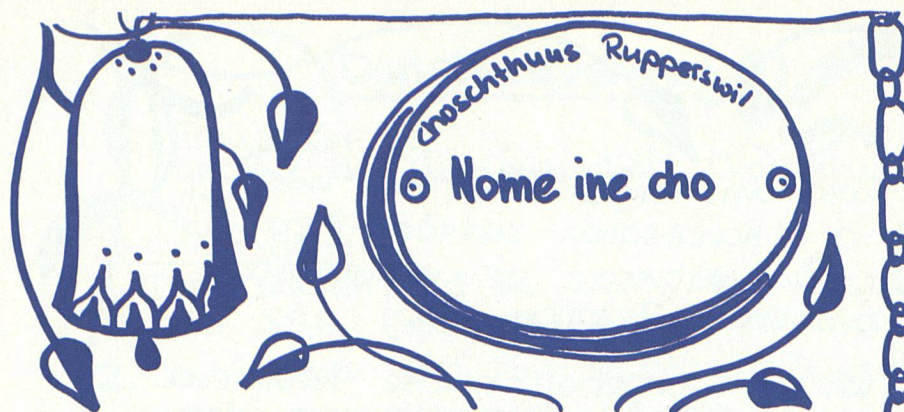
S' Hus het 16 settigi 3-Zimmerwohne (1:100)

De Komfort wo mer
glaub scho bruche,
würde mer inere er-
schte Ombouetappe
realisiere:

- pro Wohnig e Chochnische
and e Boiler
- mendischteus 2 heizbari
Zimmer (Holz- oder Ölöfeli)
- pro 2 Wohnig e Duschi
- Fänschter wo nis d' Wärui
bhalte
- d' Gemeinschaftsrüm usboue
(af der nächste Site)



and viel Farb
zom s' no schöner
mache!



eusi Brief:

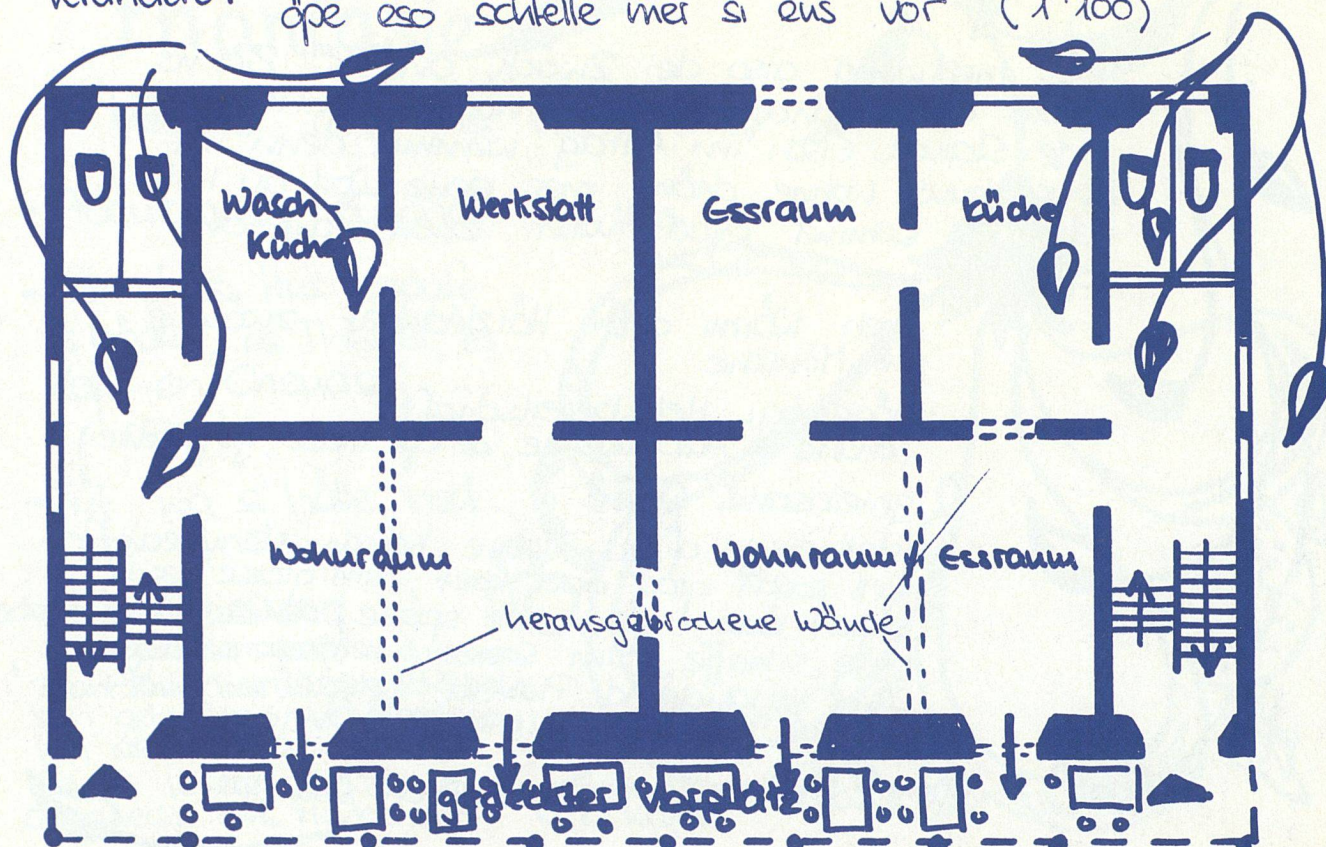
Lehrerin Bautechniker
 Innenausbauzeichnerin
 Bibliothekarin Studentin
 Seminarist Glasbläser
 Hochbauzeichner Maurer
 Lehrer Lehrerin
 Kindergärtnerin ange-
 hender Heimerzieher
 Student Lehrerin
 Sozialpraktikant Buch-
 händler Lehrerin
 Hebamme Sozialar-
 beiter Maurer Lehte-
 rin Kindergärtnerin
 Bauingenieur
 Student Elektrotech-
 niker

Irene Willi Anne Graf Brigitte Frey
 Ursula Hochstrasser Wenzel (Andreas Haller)
 Susi Vögeli Vreni + Haus Mahler + Annekötli + Martina
 Andi Voellmy Heinz Rüegger Theo Vögeli
 Stefan Erne Christine Morgenthaler
 Martin Fröhlich Maja + Gianni Ott + Anik
 Willi Rogger Gila Maassen + Tobias Silvia
 Hochreutener Walter Merli Markus
 Freymond Ruth Schneider Walter
 Sträuli Stefan Hichteussteiger



ntierte sich die Genossenschaft anno 1979 der Öffentlichkeit

om gemeinschaftlichen Wohnen z'ermöglichte diener 2 Wohnze
 verändere: dpe so schelle mer si aus vor (1'100)



Di zwöit Ekappe werd om einiges tüter well mer
- s' Hus müend a d' Kanalisation aschlüsse (500 m wit)
- s' Heizsystem wänd verbessere do verantwortbari
Energiequelle ond besser Isolation.

$\frac{2}{3}$ vom Gäld wo mer doderzue bruche leht eus
d' Bank. De räschlech Dettel versueche mer do
Eigeleischlige z' verchlinere ond was is denn no
fehlt, hoffe mer vo hüt öberzcho, wo s' Wohn-
projetzt Chroschthuus guet fende.

Velecht besch Du, send Sie so öper. Wie en
Darlehensvertrag chönut usgseh gsander of de
nöchschle Site

 **ZITAT** «... und dass sich alle verpflichten, einander beizustehen»

Was mer wänd also de Zwäck ond s' Ziel vo
euzere Grosseschaft, schicht nöchtern formuliert
i de Statute. Ersch im Alltag, wemmer denn im
Chroschthuus wohne, chöne mer dene Wort au habe
geh. Jetz semmer efach voller Zueversicht ond
Hoffuig of

meh Wäimi ond Hätzlechkeit zwöschne
de Möusche
gögesig, Hilfsbereitschaft
(enand s' Auto uslehne, de öfe heize, go poschte)
gemeinsams Erläbe.

(statt elege of Zäi, fahre, koordinere, velecht
well sech grad öper mer, am grosse Tisch
znacht össe, zäme Holz spalte, am's Hus
ome schaffe, am Sonntig verösse zmörgele
zäme uflauchend, Problem beizete ond ver-
sueche, negativs Verhalte z' verändere)

ond was witer drus cha wärde

Darlehensvertrag

Frau / Herr
gewährt der Genossenschaft Choschthus ein Darlehen
von

Bedingungen:

1. Das Darlehen wird bis auf das Konto 504.546.01 N bei der SGG (Postcheck 50-41) Aarau bezahlt.
2. Das Darlehen wird zum jeweiligen Zinssatz der 1. Hypothek der aarg. Kantonalbank verzinst.
3. Das Darlehen ist kündbar auf 6 Monate per 10 000.-Fr.

Ort
Datum
Die / der Darlehensgeber
.....

für die Genossenschaft:
.....

egen diese verdammte Gesellschaft.» O. F. Walter in «Verwilderung»

Phantasie

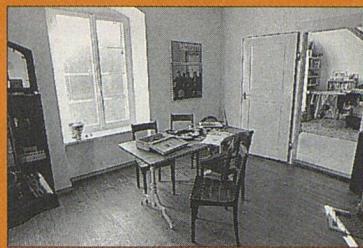
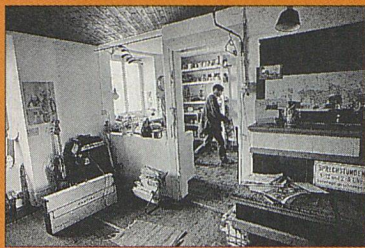
Utopie, aber mer dänke dra

- Produktionsgenossenschaft im Hus
- normal es Hus chaufe
es hädeli, es Theater, es
Kafi, en Cheudsgi
.... frechte
- hüt wo s' häre ned
raffe ufneh

oder: Verheissung

..... Jede Herrschaft und jeder
Drahtzaun wird abgestorben
sein, gebrochen und zerrissen
von der solidarischen und einzigen
Gewalt unserer Befreiung zu einem
Geschlecht aus Menschen O. F. Walter





lx^R3
Titelgeschichte

Am Anfang war eine Mappe. Ich fand sie im Büchergestell zwischen Jubiläumsschriften von Genossenschaften und Brandschutzregister. Was mich daran faszinierte? Vielleicht die schlichte Aufmachung des leicht verbliebenen Halbkartons. Oder doch die auf der Titelseite versprochenen Inhalte, die heute so quer in der Landschaft liegen wie eine generelle Mietzinserhöhung?

«Gemeinschaftlicher Wohnungsbau» steht da in versalen Lettern, und der Untertitel verspricht «Selbstbestimmtes Bauen, Wohnen und Arbeiten». Der Inhalt der Mappe besteht aus zwei Teilen: den Informationen zur gleichnamigen Ausstellung einerseits und dem Entwurf eines Handbuches zum selben Thema andererseits.

Die Ausstellung fand offenbar im Frühjahr 1979 statt, im Heidi-Weber-Haus von Le Corbusier, im Zürcher Seefeld. Beteiligt daran war das «Forum für Gemeinschaftsaktionen des Gottlieb Duttweiler-Instituts (GDI)», genannt «Corbusier Community Workshop» (COCO). Initiantin der ganzen Aktion war, so schliesse ich aus den Papieren, eine Arbeitsgruppe Gemeinschaftlicher Wohnungsbau.

Die Vielfalt der institutionellen Spuren verwirrt mich, zumal mir keine näher bekannt ist. Ein erster Anruf beim GDI führt mich zum geistigen Nachlassverwalter Duttis, der mir eine geeignete Auskunftsperson nennen kann. Nur weilt diese für längere Zeit in den Ferien. Soviel erfahre ich immerhin: Nach dem Weggang von Hans A. Pestalozzi (1980) wurde das GDI tiefgreifend restrukturiert. Ein Forum für Gemeinschaftsaktionen gibt es beim Migros-Thinktank schon lange nicht mehr. Auch die zweite Kurzrecherche verläuft im Sand: Das Heidi-Weber-Haus bleibt bis Frühjahr 1997 geschlossen, meldet der Telefonbeantworter. Zwischendurch bleibt etwas Zeit zum Lesen:

«Was verstehen wir unter Gemeinschaftlichem Wohnungsbau?

- Architektur in ihrer Gesamtheit und Ganzheit, als Gefäss und Ausdruck aller im Begriff «Wohnen» enthaltenen menschlichen und sozialen Bedürfnisse
- Architektur nicht aus ökonomischen Gründen zum Zweck der Kapitaloptimierung, sondern als Teil eines ganzheitlichen Gefüges, in dessen Schosse grundlegende menschliche Bedürfnisse befriedigt werden können.
- Planen und Bauen als demokratischer Prozess (usw.)»

Enrico Somaini, heute Architekt in Zürich, zeichnete mitverantwortlich für die Ausstellung. «Ich war Präsident der Genossenschaft für fortschrittlichen Wohnungsbau und natürlich sehr interessiert an Fragen des gemeinschaftlichen Wohnungsbaus.» Die Genossenschaft realisierte allerdings nie ein Projekt. «Das Geld war da, aber wir wurden uns ideologisch nicht einig, wie weit die Gemeinschaft

gehen sollte», erinnert sich der Architekt. «Wir scheiterten aber auch an unserem überdemokratischen Planungsmodell, wo alle hundert Mitglieder mitreden konnten.» Dem Thema der Ausstellung ist der Architekt über all die Jahre treu geblieben; kürzlich (siehe «wohnen» 4/96) hat er den Umbau der ABZ an der Neugasse realisiert.

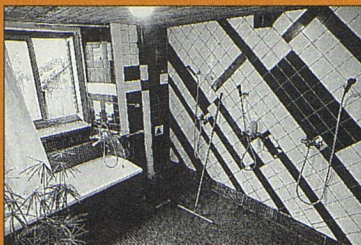
Der zweite Bestandteil der Mappe ist ein Entwurf zu einem Handbuch: Eine Handlungsanleitung, wie man ein Genossenschaftsprojekt auf die Beine stellt, minutiös aufgezeichnet am Beispiel der Genossenschaft Choschthuis in Rapperswil. Als Autor zeichnet ein Walter Sträuli verantwortlich. Im Anhang der Statuten findet sich eine Liste mit 23 Unterschriften. Eine davon kenne ich. Wie ich bei der Metron anrufe und nach Hans Rusterholz frage, ist dieser gerade für zwei Wochen verreist. Auf meine Enttäuschung reagiert die Metron-Mitarbeiterin mit einer Nachfrage. Worum es denn gehe? Walter Sträuli arbeite auch bei der Metron... Wir vereinbaren ein Treffen zu dritt.

Mit der genauen Adresse in Händen setze ich mich an den PC und starte das elektronische Telefonbuch. Das CD-Laufwerk surrt, dann spuckt der Drucker elf Adressen aus, Auweg 4 und 6.

Im Restaurant Bahnhof in Rapperswil gibt's Rauchwürste und Wädli, dazu empfiehlt der Wirt einen Rosato di Puglia. Radio Argowia meldet in den Top News den Brand eines Bienenhauses. Im 53seitigen Entwurf steht geschrieben: «Dieses Handbuch will die Realisierung der Vorstellungen einer Gruppe von Menschen aufzeigen, dass es bessere Formen der menschlichen Gemeinschaft gibt.»

Zu dieser Gruppe stiess Marlies Egger 1980, wenige Monate nach dem Bezug der Liegenschaft durch die Mitglieder der 1979 gegründeten Genossenschaft. Wir fahren aus Rapperswil hinaus, an der Seidenweberei vorbei. Dann folgt das Strässchen dem Lauf eines alten Kanals, quert eine Hauptstrasse und endet vor einem langgezogenen viergeschossigen Bau. Das Choschthuis der Firma Steiner & Cie., erbaut vor über 120 Jahren zur Unterbringung der Arbeiter/innen, steht, mit der Rückseite zum Wasser, auf freiem Feld. Der erste Eindruck erinnert mich an Italien: die Wäsche an Leinen parallel zur Hausmauer aufgehängt, der blätternde Verputz, das casino von Kinderspiel- und anderem Gerät vor dem Haus ...

«Ich spüre in letzter Zeit eine gewisse Verwahrlosung im und ums Haus», sagt Marlies Egger bei Schinznacher Weissm und Parisienne. «Vielleicht weil einige Leute auf dem Sprung sind, etwas anderes suchen.» Sie selber, fügt sie später an, gehöre auch dazu; man interessiere sich für eine Fabrik in Killwangen. Sie schiebt ein Scheit in den Ofen. Der Tiba-Herd ist mit der «Chouscht» in der Stube verbunden. Manchmal würde sie sich schon freuen über eine zentral geheizte Wohnung, sagt die 41jährige.



Spurensuche

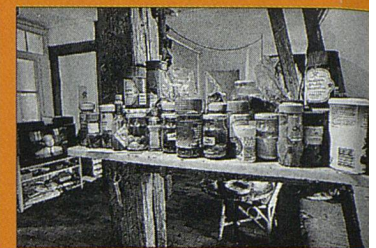
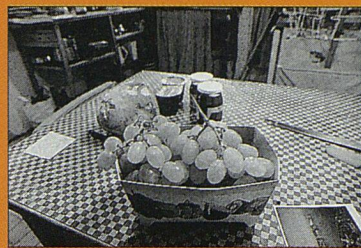
in jüngster Zeit

IN DEN SPÄTEN 70ER UND FRÜHEN 80ER JAHREN DIESES JAHRHUNDERTS WURDEN ZAHLEICHNE NEUE GENOSSENSCHAFTEN GEGRÜNDET. DIE INITIATIVE GING VON JUNGEN MENSCHEN AUS, DIE SICH AUF DER SUCHE NACH DEM BESSEREN LEBEN BEFANDEN. FÜNFZEHN JAHRE SPÄTER HABEN SICH IDEALISMUS UND TATKRAFT VERFLÜCHTIGT. WO STEHEN PROJEKTE, MENSCHEN UND INSTITUTIONEN HEUTE?

Text Mike Weibel, mit Bildern von Michele Limina

Als Marlies Egger vor 16 Jahren ins Choschthuus einzog, hatte sie sich von ihrem Mann getrennt und brachte zwei kleine Kinder mit. Sie mietete zwei Zimmer und eine Küche, teilte die kleine Drei-Zimmer-Wohnung mit einem Bekannten. Das WC war im Treppenhaus untergebracht. Die Duschkabine stand in der Küche und diente den Mieter/innen von vier Wohnungen. «Ich weiss eigentlich auch nicht mehr, wie das damals ging», lacht Marlies Egger. Einmal wöchentlich assen alle 30 Bewohner/innen zusammen im Gemeinschaftsraum. «Doch schliesslich hatten wir die Nase voll davon, dass die Kinder immer die Szene beherrschen.» Antiautoritäre (Nicht-)Erziehung war zu jener Zeit angesagt. Die besseren Formen der menschlichen Gemeinschaft stellten hohe Anforderungen an die Beteiligten – und weckten Neugier und Missgunst unter den Biedermännern in Rapperswil. «Wir hatten eine Gemeinschaftsdusche im Erdgeschoss. Männer schlichen abends ums Haus, hockten gar mit Feldstechern gaffend auf den Bäumen am anderen Ufer des Kanals.» Die temporäre Aufhebung der Kleinfamilie im Aargau faszinierte deren Hüter.

Heute mietet Marlies Egger mit ihren nunmehr drei Kindern ein-einhalb der insgesamt 14 Wohnungen. Schriftliche Mietverträge gibt es nach wie vor keine, die Statuten der Genossenschaft sind bis auf eine Marginalie unverändert. Das Gemeinschaftsleben hat sich der



schweizerischen Normalität angenähert: Sommers trifft man sich draussen häufig, «im Winter zieht sich jeder in sein geheiztes Kabäuschen zurück.» Da die Liegenschaft nur mit einer Hypothek von einer halben Million – bei der Alternativen Bank Schweiz – belastet ist, sind die Wohnungen mit 400 Franken im Monat, Holz sowie Warmwasser aus der Solaranlage inklusive, sehr günstig. Kein Wunder also, finden sich stets Nachmieter/innen, wenn Wohnraum im Choschthuus frei wird. Dennoch seien die Beweggründe, hier einzuziehen, nicht nur wirtschaftlicher Natur, sagt die dienstälteste Mieterin. Die Suche nach gemeinschaftlicheren Lebensformen bleibt für viele Menschen aktuell. In der ersten Vermietungsdokumentation ist Otto F. Walter zitiert: «Jede Herrschaft wird abgestorben sein, gebrochen und zerrissen von der solidarischen und einzigen Gewalt unserer Befreiung zu einem Geschlecht aus Menschen.» Walters Pathos passte gut zum Rosarot der Zimmerfarbe, damals im Choschthuus.

Walter Sträuli hatte gerade das Architekturstudium am Technikum abgeschlossen, als er 1979 zur Choschthuus-Gruppe stiess. «Ich hatte die Nase voll vom technischen Wissen», erzählt er in der Metron-Cafeteria, «und schrieb mich am Institut für Angewandte Psychologie (IAP) für Soziokulturelle Animation ein.» Das Praxisfeld findet Walter Sträuli vor der Wohnungstür. «Wichtiger als planen ist es», schreibt er in der Einleitung zum Handbuch, «was mit den Utopien des Einzelnen in der Gruppe passiert, dass er erlebt, dass er bei einem falschen Wort nicht angeschossen wird, dass er Vertrauen aufbauen kann, das ermöglicht, mit Nähe und Abgrenzung zu Menschen umzugehen.» Das Private ist das Politische. «Die ganze Gründungszeit kommt mir vor wie ein Happening», erzählt Sträuli beim Kaffee, «mit starken Momenten von Solidarität in der Gruppe.» Allerdings erwiesen sich die Bewohner/innen als unfähig, «einen gemeinsamen Nenner für den Gemüsegarten zu finden, und der Gemeinschaftsraum war zu meiner Zeit der ungemütlichste Ort im Haus». Niemand wollte ihn mit einer Einrichtung prägen, die selbstverordnete Basisdemokratie ebnete ein und verhinderte Profilierung.

Es blieb beim Entwurf zum Handbuch, den Walter Sträuli als Semesterarbeit am IAP einreichte. Eine definitive Version erschien nicht, dazu fehlt das Geld. Walter Sträuli zog nach vier Jahren weg. «Es war mir klar, dass das Choschthuus ein reines Wohnprojekt bleiben würde. Ich wollte mehr, wollte auch meinen Arbeitsalltag integrieren.» Er gründete die Produktions- und Wohngenossenschaft «Gibgrueb» in Oberehrendingen mit, zog Gemüse und stellte Solaranlagen her. Sieben Jahre lang, dann verliess seine Familie die Gemeinschaft. Ein bisschen verschämt, aber lachend sagt der Architekt: «Ich wohne nun mit meiner Frau und den zwei Kindern

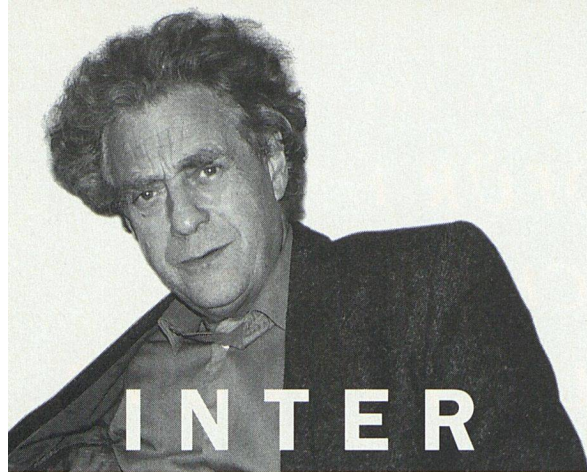
in einem Einfamilienhaus, hier in der Nähe. Die Teilzeitarbeit haben wir hinübergerettet.»

Die Geschichte der Genossenschaft Choschthuus beginnt mit einem Brief, den Hans Rusterholz aus den Unterlagen zieht, die er in seinem Archiv gefunden hat. Er ist datiert vom 27. April 1978 und wurde gleichentags in Paris, Poststelle Crozatier, abgestempelt. «Es muss etwas geschehen im Aargau. Darüber will und brauche ich wohl keine Worte zu verlieren. Die Zeit, die ich in Lenzburg und Aarau verbrachte, stand unter dem Motto «Ohnmacht». (...) Möchte mit vielen anderen endlich einen Ort schaffen, wo kollektives Arbeiten u. Wohnen nicht nur in der Theorie besteht.» Weiter schrieb Mark Vetter an diesem Donnerstag aus dem kühlen, bewölkten Paris, zehn Jahre nach jenem Mai, der die Stadt an den Rand eines Bürgerkrieges geführt hatte: «Sehe im genossenschaftlichen Wirken u. Tun die einzige wirkliche Chance, um Einseitigkeit u. elitärem Spannteppichkulturismus entgegenzuwirken, indem gemacht, geformt u. gezeigt wird.»

Postwendend, am ersten (!) Mai 1978, spannte Hans Rusterholz in Niederlenz den ersten von fünf A4-Bogen in die Schreibmaschine ein und antwortete dem ihm kaum bekannten Adressaten mit energisch gehämmerter Interpunktion: «Lieber Mark, über die Steiner-Fabrik wusste ich schon etwas Bescheid, (...)» – «Ich war damals Hausmann, hatte mich aus der Metron zurückgezogen und hatte viel Zeit», erklärt der Autor 18 Jahre später und fährt mit der Hand durchs graue Haar. Der Mitgründer des Architekturbüros hatte schon zahlreichen Projekten auf die Beine geholfen und am 28. Juni, wohl am Tag vor Ankunft jenes Pariser Briefes, eine Liste von «für Gruppenwohnen geeignete Altbauten» angefertigt, die in der Region Aarau–Lenzburg–Wohlen zum Verkauf standen. Dort ist auch das Kosthaus Steiner aufgeführt. Hans Rusterholz schickte eine Ertragswert-Rechnung nach Paris und kommentierte: «Ich bin überzeugt, dass man (...) eine lustige Sache basteln könnte. (...) Ich würde gerne mitmachen, als Animator, Geburtshelfer oder so. (...) Doch Zugrosse müssen andere spielen. (...) Ohne dass einige die Arschbacken zusammenklemmen, geht es wohl nicht. Fängst Du an?»

Nun kam der Stein ins Rollen. Eine Gruppe formierte sich, kaufte als Genossenschaft – mit Hans Rusterholz' fachlicher Hilfe – das Haus und bezog es schon im Herbst 1978. «Das Konkretisieren der Ideen mit der Vorgabe «Hausbesitz und Erneuerung», das Spannungsfeld zwischen bürgerlicher Ordnung und anarchistischen Träumen machte das Projekt auch für mich spannend», kommentiert er heute, trotz der «Bösartigkeit gegenüber Fachwissen», die ihm oft entgegenschlug. Seine Kostenschätzung für den Einbau einer Zentralheizung blieb Papier und ist Geschichte.





HISTORISCH GESEHEN WAR MEIST NICHT ALLEIN GEMEINNÜTZIGKEIT DAS MOTIV, WENN DIE BEHÖRDEN DIE WOHNVERHÄLTNISSE ZU VERBESSERN SUCHTEN. BRUNO FRITZSCHE, PROFESSOR FÜR NEUERE GESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH, VERTRITT DIE THESE, DASS ES IMMER AUCH DARUM GING, DIE ARBEITERSCHAFT IN DIE BÜRGERLICHE GESELLSCHAFT ZU INTEGRIEREN.

Das Gespräch führte Jürg Zulliger

KOST- UND SCHLAFGÄNGER, UM DIE MIETE ZU TEILEN

Herr Fritzsche, im Vergleich zu heute spotten die Wohnverhältnisse vor 100 Jahren jeder Beschreibung. Wohnungsnot und Obdachlosigkeit waren an der Tagesordnung, die Behörden nahmen sich besorgt der «Arbeiterwohnungsfrage» an. Warum entstand diese Unterversorgung mit Wohnraum?

Bruno Fritzsche: Eine schwierige Frage, denn bezogen auf den Leerwohnungsbestand waren es eigentlich goldene Zeiten. Diese Ziffer stieg nämlich je nach Konjunktur auf bis zu zwei, drei Prozent. Das heisst, es gab schon genug Wohnungen, die Frage war freilich, ob man sie sich leisten konnte. Zu einer grossen Wohnungsnot kam es vor allem im Ersten Weltkrieg. Niemand wollte mehr investieren, die Bautätigkeit kam praktisch zum Erliegen. Daher wurden die gemeinnützigen Wohnbaugenossenschaften stark gefördert, die in der Folge eine beträchtliche Neubautätigkeit entfalteten.

Warum blieben die Wohnungen für viele Menschen schlicht unbezahlbar?

Die Löhne waren sehr niedrig. Wir müssen bedenken, dass allein für Lebensmittel 50 bis 60 Prozent des Einkommens aufgewendet werden mussten. Da blieb nicht mehr viel übrig.

Welchen Einfluss hatte die Bevölkerungszunahme in den Städten – und damit verbunden die Verteuerung des Bodens und der Wohnungen?

In längerfristigen wirtschaftlichen Wachstumsphasen zogen viele Leute vom Land in die Städte, weil sie dort Arbeit fanden. Parallel zu den Zyklen der Wirtschaftsentwicklung gab es also Zyklen des Stadtwachstums. Das führte dazu, dass die Wohnungen teurer wurden. Erst in einem zweiten Schritt wurde mehr in den Wohnungsbau investiert, weil Aussicht auf eine grosse Rendite bestand. Das heisst, in guten Zeiten kam es eher zu einer Wohnungsnot als in schlechten. Das ist heute übrigens nicht anders.

Was wissen wir über den Wohnalltag?

Die Behörden führten verschiedene Wohnungsenquêtes durch, um abzuklären, wie die hygienischen Zustände waren, ob es in den Häusern Licht und Belüftungsmöglichkeiten gab. Damit ist uns primär statistisches Material überliefert worden.

Welche konkreten Probleme hatten die Menschen in ihren Wohnungen?

Nach vereinzelt Schilderungen können wir davon ausgehen, dass man je nach Einkommensverhältnissen eben in einem kleinen Dachkammerlein wohnte. Um den Mietzins besser verteilen zu können, waren viele Familien gezwungen, Schlaf- oder Kostgänger aufzunehmen, die gegen Bezahlung das Recht hatten, in der Wohnung zu schlafen bzw. gepflegt zu werden. Sie schliefen im gleichen Zimmer, manchmal im gleichen Bett, wie die anderen Familienmitglieder. Die Sozialreformer hatten natürlich grosse moralische Bedenken deswegen.

Was für Utopien gab es, die eine Verbesserung versprochen? Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Phase des philanthropischen Wohnungsbaus. Gemeinnützige Gesellschaften erstellten Arbeiterwohnungen, die mit nur einem bescheidenen Gewinn verkauft oder vermietet wurden. Damit sollte die Spekulation ausgeschaltet werden. Ideell stand das Anliegen im Vordergrund, in diesen Wohnungen das bürgerliche Familienbild zu verwirklichen. Man baute mit Vorliebe Einfamilienhäuser, um den Arbeitern den Wert des Besitzes zu vermitteln. Gleichzeitig kam der Fabrikwohnungsbau auf dem Land auf. Die Unternehmer wollten den zusammenströmenden Arbeitern einerseits Wohnungen anbieten, zugleich schwebten aber auch hier erzieherische Motive mit. Ein dritter Ansatz folgte nach der Phase von 1885 bis 1910, als sich in den Städten eine gewaltige Bevölkerungsexplosion abzeichnete. Als Antwort darauf setzte dann in verschiedenen Gemeinden, zuerst in Bern, Zürich und Basel, der kommunale Wohnungsbau ein. Um die Zeit des Generalstreiks 1918 kam als wichtiges Motiv für die Wohnbauförderung die Angst vor einer proletarischen Revolution dazu.

Nicht unerheblich war also das Bestreben, Unruhen zu verhindern und die Arbeiter in der privaten Sphäre einer Wohnung einzubinden. Widerspruch letzteres nicht ihren Bedürfnissen? Es war doch nach ihrem Empfinden völlig natürlich, sich oft auf der Strasse und in den Wirtshäusern aufzuhalten. Sehr viele Berichte erwähnen, dass sich das Leben in den Arbeiterquartieren zu einem grossen Teil in der Öffentlichkeit abspielte. Die bürgerlichen Sozialreformer werteten dies als Zeichen dafür, dass die Arbeiter in schlechten Wohnungen lebten und sich daher oft auf Plätzen und in den Wirtshäusern aufhielten. Man kann aber genausogut annehmen, dass sich diese Leute, die vom Land gekommen waren, das so gewohnt waren, weil sie das bürgerliche Familienideal noch nicht verinnerlicht hatten.

Waren beim genossenschaftlichen Wohnungsbau auch «erzieherische» Aspekte wichtig?

Aber sicher. Im grossen und ganzen vertraten die Wohnbaugenossenschaften das bürgerliche Familienideal, und sie haben auch dafür gesorgt, dass es durchgesetzt wurde, vielleicht noch mehr als die privaten Wohnbauträger. Zucht, Ordnung und Disziplin, das gehörte in der Genossenschaft absolut dazu. Mein Grossvater war Lokomotivführer, lebte in einer Eisenbahner-Baugenossenschaft und wirkte dort im Vorstand mit. Dieser Vorstand – alles Männer versteht sich – führte alljährlich in allen Wohnungen Inspektionen durch und prüfte, ob sie saubergehalten waren. Meine Grossmutter wurde jedesmal «sternhagelverrückt», wenn diese Männer in der Küche standen!

Wie beurteilen Sie aus heutiger Sicht den Beitrag der Baugenossenschaften?

Man muss sagen, dass sie für die damalige Zeit hervorragende Wohnungen bauten: 3-Zimmer-Wohnungen, durchweg mit Bad und WC, die meisten mit Zentralheizung. Dieser qualitative Anspruch erklärt auch, dass die Mietzinse relativ teuer waren. Es gab vereinzelt Anklänge an den Sozialismus, etwa die Errichtung von Gemeinschaftslokalen oder der Bau grosser Wohnblöcke, die die Macht der Arbeiterschaft demonstrieren sollten. Im grossen und ganzen war aber im genossenschaftlichen Wohnungsbau die Elite der Arbeiterschaft tragend, nicht das sogenannte Lumpenproletariat.

Was wurde denn für die Unterschichten getan?

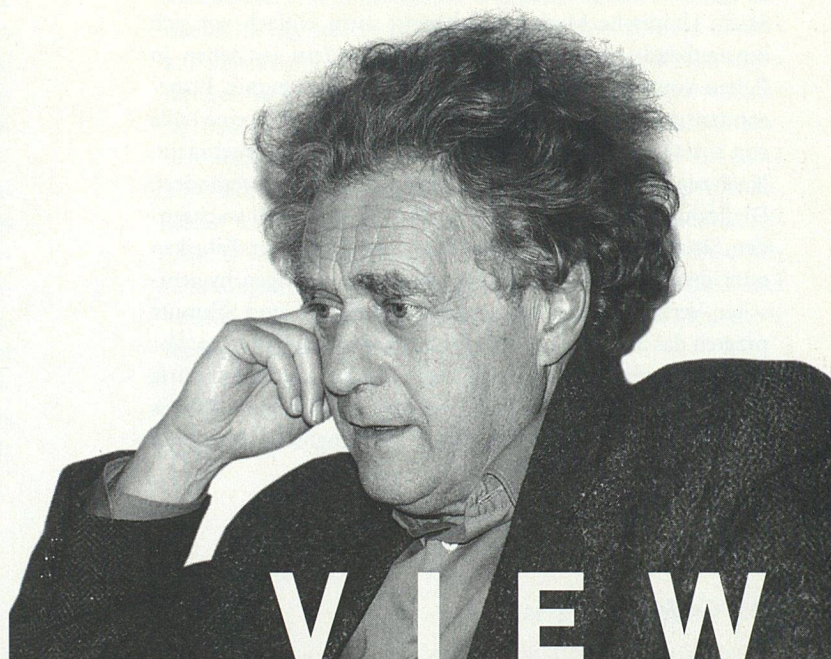
Hilfsarbeiter und Tagelöhner blieben entweder in den Slumwohnungen der Privaten, weil die billiger waren, oder sie fanden Aufnahme in den neu entstehenden kommunalen Wohnungen.

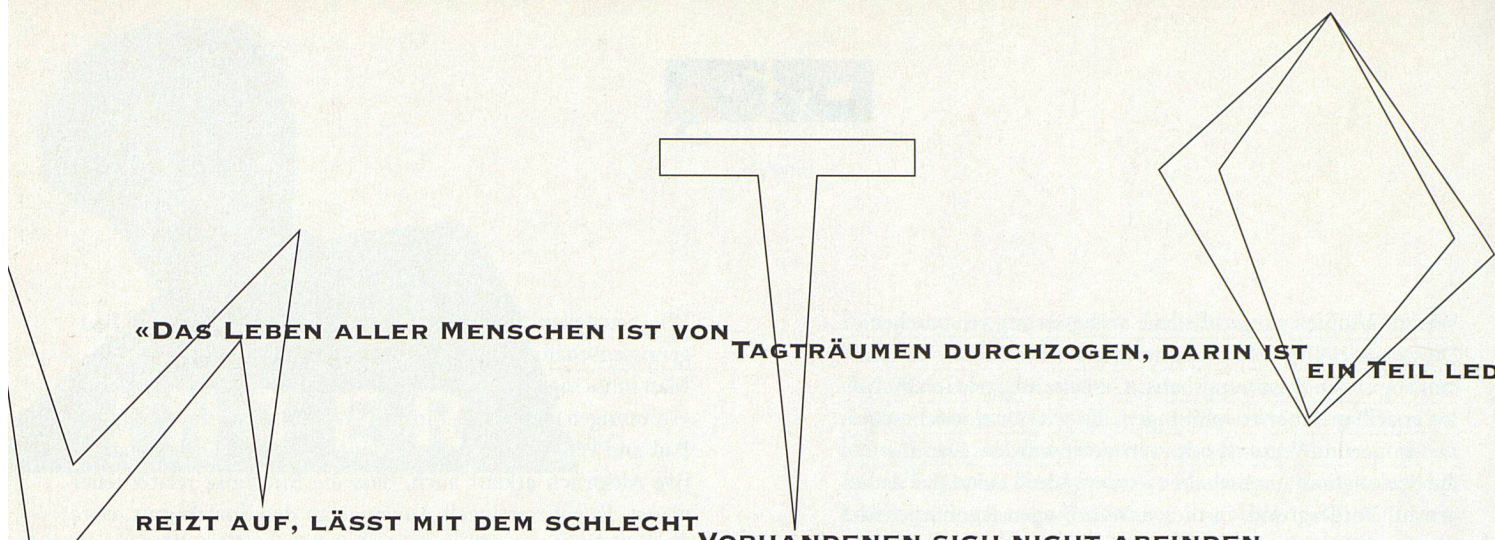
Wäre die Schweizer Sozialgeschichte anders verlaufen, wenn man den Dingen freien Lauf gelassen hätte? Wären die Arbeiter zahlreicher auf die Barrikaden gestiegen, wenn sich die Wohnverhältnisse nicht gebessert hätten?

(lacht) ... eine schwierige Frage. Alle Möglichkeiten wären offen gewesen. Ich würde das so beantworten: Damals wurden in der Tat Unruhen befürchtet. Es wurde zwar kaum offen ausgesprochen, aber es war während der ganzen Phase die klare Strategie, die Arbeiter in das bürgerliche System zu integrieren. Dabei war der Wohnungsbau wichtig, denn es ist doch zentraler Bestandteil des täglichen Lebens, dass man eine anständige Wohnung hat.

Bruno Fritzsche ist Professor für neuere Geschichte an der Universität Zürich. Er befasst sich vor allem mit Stadtentwicklung, Raumstrukturveränderungen und Wohnen im 19. und 20. Jahrhundert.

BILDER JÜRIG ZULLIGER





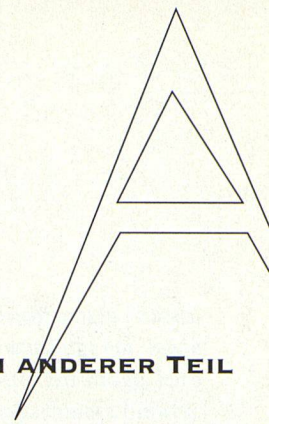
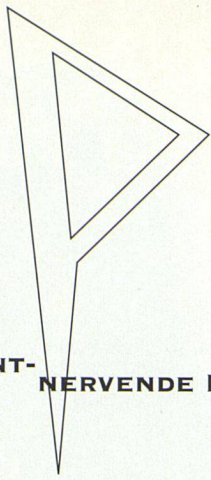
«DAS LEBEN ALLER MENSCHEN IST VON
TAGTRÄUMEN DURCHZOGEN, DARIN IST
EIN TEIL LEDIG
REIZT AUF, LÄSST MIT DEM SCHLECHT
VORHANDENEN SICH NICHT ABFINDEN,
LÄSST EBEN NICHT

IDEEN GESCHICHTE SCHREIBEN

von Rebecca Bachmann

Es muss einen Ort, eine Zeit geben, wo die Welt besser ist. Wir alle kennen solche Visionen von anderen Gesellschafts- und Lebensformen. Seit Thomas Morus im 16. Jahrhundert das Szenario eines auf einer fernen Insel gelegenen, idealen Staates beschrieb, haben wir dafür auch einen Namen: Utopia, den Nicht-Ort, nannte er seinen Inselstaat. Utopien gehören zum Denken der Menschheit. Entwürfe von neuen Gesellschaftsformen drücken sich auch in architektonischen Konzepten aus: Damit es den Menschen besser geht, brauchen sie andere Städte, andere Siedlungen. Schon die antiken Philosophen knüpfen ihre Vorstellung eines Idealstaates an die Stadtplanung. Platons Politeia ist ein Mini-Staat, übersichtlich wie eine Stadt. Utopische Modelle sind meist nicht einfach vor sich hinstaubende Gedankenexperimente, sondern entstehen in Zeiten von wirtschaftlicher und sozialer Bedrängnis. Insbesondere das Massenelend der Industrialisierung hat eine Fülle von sozialen und architektonischen Utopien hervorgebracht. Noch nie zuvor hatte sich das Stadtgefüge so rasant verändert. Die Industriearbeiter hausten in den viel zu schnell wachsenden Städten zusammengepfercht in der Nähe der Fabriken oder der Eisenbahnlinien unter mehr als dürftigen hygienischen Verhältnissen. Gedrängtheit, Abfallberge und Schmutz prägten das Stadtbild, und Choleraepidemien grassierten. Vor diesem Hintergrund entstanden die revolutionären Entwürfe der Frühsozialisten: In neuen Formen des Zusammenlebens suchten sie Wege aus dem Elend. Der englische Fabrikant

Robert Owen entwarf 1817 Pläne einer Modellsiedlung für eine Gemeinschaft von 1200 Personen, in der er seine sozialen und pädagogischen Ideale realisieren wollte. Seine Villages of Harmony gruppieren sich um einen quadratischen Hof, ein ganzer Trakt ist für die Schlafsäle der älteren Kinder und Jugendlichen reserviert, die übrigen drei Blöcke für die Eltern mit den kleinen Kindern. In der Mitte des Hofes sollten eine Küche mit einem Gemeinschaftsrestaurant, Schulen, eine Bibliothek, ein Treffpunkt für Erwachsene, eine Freizeit- und Sportanlage entstehen. Hinter den Häusern liegen von Straßen umgebene Gärten, an einer Seite schliessen sich Kraftwerke und Produktionsstätten an. Owen liefert auch eine detaillierte Beschreibung seiner Wohnungen: «Die Ausgestaltung des Inneren ist sehr einfach. Die Küche ist nicht nötig, da sie von der Gemeinschaftsküche ersetzt wird, die Räume sind immer gut gelüftet und werden, falls erforderlich, geheizt oder gekühlt. Angenehme Schlafzimmer, die über die Gärten ins Land schauen, und Wohnzimmer, die geräumig sind und auf den Platz hinausgehen, werden soviel Wohngelegenheiten bieten, wie für die Landarbeiter, die in einer Gemeinde zusammenleben, nützlich und wünschenswert sind.» Eine Siedlung, die sich an den Vorstellungen von Owen orientiert, wurde in Schottland verwirklicht. In Frankreich lieferte Charles Fourier ganz ähnliche Entwürfe. Seine Modellstadt soll den Weg «aus der Zivilisation heraus» in die Harmonie ermöglichen und den Menschen den gemeinsamen Besitz und die



CH SCHALE, AUCH ENT- NERVENDE FLUCHT, AUCH RACHE FÜR BETRÜGER, ABER EIN ANDERER TEIL

ENTSAGEN. DIESER ANDERE TEIL HAT DAS HOFFEN IM

KERN».

(ERNST BLOCH, PRINZIP HOFFNUNG)

Aussicht auf ein kollektives Leben schmackhaft machen. Gefördert wird dies durch das Leben in Grosswohneinheiten, den Phalanges. Eine Phalange besteht aus 1620 Personen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, die in einem grossen gemeinsamen Gebäude, dem sogenannten Phalanstère, wohnen. Dieser omega-förmige Bau besteht aus einem grossen mittleren Hof und mehreren kleinen Nebenhöfen. Zukunftsweisend ist Fouriers Idee der überdachten Laubengänge, welche die einzelnen Einheiten verbinden. In Fouriers detaillierten Beschreibungen des Lebens in einer Phalange zeigt sich der utopische Charakter seines Modells: «Dieselben Kinder, die früher nur brüllten, alles zerbrachen, sich zankten und jede Arbeit verweigerten, sind tätig, wetteifern miteinander, unterrichten sich freiwillig. Wenn sie im Wohnsitz einer Phalange sehen werden, wie köstlich man speist und dass man dort zu einem Drittel des Preises dreimal so gut lebt, dass das Volk, in der Zivilisation verschlagen, in den Serien vor Wahrheitsliebe und Höflichkeit glänzt, werden sie sich in einer Phalange der Serien zusammenschliessen und in ihrem Gebäude wohnen wollen.»

Nur schon wegen seines Ausmasses konnte dieses Modell nie umgesetzt werden. Jean Baptiste Godin, ein Fabrikant aus Guise, baute für seine Arbeiter jedoch eine Siedlung nach einem ähnlichen, nur viel kleineren Modell, das statt von der Grosswohneinheit von der Familie ausgeht: die Familistère. Weitere wichtige Impulse liefern um die Jahrhundertwende Ebenezer Howards Ideen der Gartenstadt. Durch einen Grüngürtel sollte das Wachstum der Stadt eingedämmt und ein Erholungsgebiet geschaffen werden. In der grünen Stadtmitte plante er soziale, kulturelle und wirtschaftliche Einrichtungen.

Im 20. Jahrhundert scheint sich die Idee der sozialen Utopie zu verlieren. Zwar boten die Erfahrungen des 1. Weltkriegs Nährboden genug für Visionen einer vollkommen neuen Architektur. Doch trat der gesellschaftsbezogene Akzent zugunsten von ästhetischen Grundsätzen immer mehr in den Hintergrund. Durch die freien, lichten Räume der Glasarchitektur wollte man die Kultur auf ein höheres Niveau heben. Gegenteilige Strömungen suchten Geborgenheit und Vereinigung mit der Natur in runden, erdhaften Urformen. 1919 gründete

Walter Gropius in Weimar das Bauhaus, eine Werkstatt, wo im Kreise von führenden Architekten der Bau der Zukunft erdacht und erschaffen werden sollte. Mit der Zeit wurde die ursprünglich utopische Idee immer mehr von der allgemeinen Technikfaszination angesteckt. Die Stadtentwürfe der Avantgarde befassen sich vor allem mit technisch-ökonomischen Aspekten der modernen Industriegesellschaft. Mit seiner «Ville Radieuse» suchte Le Corbusier eine Lösung für besonders dicht bevölkerte Wohngebiete. Zur besseren Platznutzung schlingen sich die Wohnblöcke in mäanderartigen Formen, erheben sich auf 50 m hohen Pfeilern über Grünflächen.

Und heute? Haben Illusionslosigkeit und No-Future-Stimmung jegliches utopische Denken im Keim erstickt? Niemand masst sich heute mehr an, ein geschlossenes Modell einer besseren Welt vorzulegen; solche Entwürfe scheinen uns zu radikal, ja totalitär. Doch gibt es auch heute noch wie vor Leute, die sich Nischen suchen, um ihre Ideen vom «anderen» Wohnen zu realisieren, nur eben viel privater, bescheidener. So entstehen eine Art kleine Utopien, die durch ihren Gemeinschaftsgedanken die Ideen der Frühsozialisten wieder aufleben lassen. In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Architektur der Zukunft bleiben wir dagegen vorsichtig, bescheiden. «Ich will nicht Prophet sein. Ich will nur ehrlich aufzeichnen, was ich mir für die Architektur im Jahre 2003 wünsche», meint zum Beispiel ein Architekt. «Die Architektur wird 2003 (so hoffe ich) von einer Funktionalität bestimmt sein, die nicht auf einer ideologisch oder wirtschaftlich «objektiven» Vorstellung von Menschenbedürfnis und -würde fusst, sondern auf einem am tatsächlichen Menschenleben gewonnenen Verständnis.»

«FRITZ»

hiess er in seiner Familie

«FEODOR FEODOROWITSCH»

nannte man den Präventivmediziner in Russland



«DR. HULDREICH FRIEDRICH ERISMANN»

wurde er in der Zürcher Stadtregierung geheissen

ZÜRICH–MOSKAU RETOUR

VON VERENA E. MÜLLER, HISTORIKERIN

Das abenteuerliche Leben
des Zürcher Stadtrates Dr. H. F. Erismann

«Erismannstrasse und Erismannhäuser» in Zürich setzen dem sozialdemokratischen Stadtrat ein Denkmal, eine Skulptur in Moskau erinnert an den Professor für Hygiene, dem die Prävention von Krankheiten wichtiger war als deren Heilung, dem es darum ging, dank Hygiene die Lebensverhältnisse der Armen von Grund auf zu verbessern: «Soll ein Hygieniker wirklich nur ein Theoretiker bleiben, der dem Notstand des wirklichen Lebens fremd ist?» fragte er einst mit der ihm eigenen Rhetorik.

«Fritz» kam 1842 im Pfarrhaus Gontenschwil AG zur Welt. Einen Tag vor seinem vierten Geburtstag starb der Vater, die beiden Schwestern verlor er ebenfalls früh. Nach der Maturität an der Kantonsschule Aarau studierte er in Zürich, Prag und Würzburg Medizin. Zu Beginn machte er in Zürich in der Studentenverbindung Tigurina mit, der spätere General Ulrich Wille war sein «Leibfuchs». Nach diesen Anfängen begann Erismann, sich mit den neuesten Ideen seiner Zeit auseinanderzusetzen. Schliesslich wurde die Begegnung mit russischen Studentinnen und Studenten für ihn zum Schicksal. Immer rascher entfernte er sich von der geistigen Welt seiner Herkunft.

«Fritz» löste die Verlobung mit seiner Cousine Marie Vögtlin aus Brugg und folgte der Studienkollegin Nadeschda Suslova nach St. Petersburg. Suslova hatte in Zürich als erste Frau mit Bravour ihr Medizinstudium abgeschlossen, nun eröffneten die beiden in St. Petersburg eine Praxis, sie war als Frauenärztin und Internistin, er als Augenarzt tätig.

Bereits während der ersten Petersburger Jahre entdeckte Erismann seine eigentliche Berufung, Sozialmedizin und Hygiene. Er untersuchte 4358 Schülerinnen und Schüler und ging der Frage nach, in welchem Masse Umwelteinflüsse, z.B. schlechte Beleuchtung in der Schule, Kurzsichtigkeit verursachte. Seine Beobachtungen machte er sogleich der europäischen wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt.

In dieser ersten Phase interessierte er sich bereits für die Wohnverhältnisse der Bedürftigen und legte sich prompt mit einem der grossen fürstlichen Spekulanten an: Der Hausherr «muss sein Geld bekommen, ob dabei Hunderte von armen Menschen zugrunde gehen, die seine Taschen mit schwerverdienten Groschen füllen». Er verlangte, dass der Staat mit geeigneten Mitteln für Abhilfe Sorge.

Nach einer Weiterbildung in München und einem kurzen Einsatz als Hygieniker im russisch-türkischen Krieg liess sich Erismann in Moskau nieder, wo er seine wissenschaftlich fruchtbarste Zeit verlebte. Seine Untersuchungen führten schliesslich zur Berufung auf den Lehrstuhl für Hygiene an der Moskauer Hochschule. Sein Mitarbeiterstab und ein gut ausgerüstetes Laboratorium erlaubten ihm, unermüdlich und wirkungsvoll an der Verbesserung der hygienischen Verhältnisse zu arbeiten. Bei der Ausbildung seiner Studenten legte er besonderen Wert auf die Förderung tüchtiger, verantwortungsbewusster Landärzte.

Während seine Forschung und sein soziales Engagement bei den Studierenden auf fruchtbaren Boden fielen, blieb Erismann der Geheimpolizei des Zaren mehr als verdächtig. Seinen Einsatz zugunsten «aufrührerischer» Studenten bestrafte der Minister während Erismanns Ferienaufenthalt in der Schweiz im Sommer 1896 mit der Entlassung von der Hochschule. – Enttäuscht kehrte Erismann mit seiner Familie dem offiziellen Russland den Rücken.

Unfreiwillig zurück in der Schweiz verbrachte er die ersten Jahre mit wissenschaftlicher Arbeit. Heimweh nach Russland quälte ihn: «Viel zu sehr habe ich meine wissenschaftlich-soziale Tätigkeit in Russland lieb gewonnen, als dass jemals die Erinnerung an meine Arbeit in Russland in meinem Herzen geschwächt werden kann. Und wenn ich mich jetzt auch langweile und moralisch leide, so nur deshalb, weil das böse Geschick mir die Möglichkeit weggenommen hat, in Russland und für Russland zu arbeiten», schrieb er 1897 einem russischen Kollegen.

Doch bald schon eröffnete sich ihm in Zürich ein neues Arbeitsfeld. Die sozialdemokratische Partei – er war ihr als erster Hochschulabsolvent bereits 1870 beigetreten – schickte den rührigen Genossen in die politische Arena: 1898 wurde er als Mitglied in den Grossen Stadtrat, 1900 in die Bezirksschul-, im April 1902 in die Zentralschulpflege und an seinem 59. Geburtstag, am 24. November 1902, in den Stadtrat (Exekutive) gewählt, wo er am 13. November 1915 im Amt starb.

Auch in dieser Stellung weist Erismann einen beachtlichen Leistungsausweis vor. Hier nur eine kleine Auswahl der Aufgaben, die in seine Amtszeit fielen: Als Vorsteher des Gesundheitswesens war er verantwortlich für den Bau der Kehrichtverbrennungsanstalt. Die benachbarten Gemeinden duldeten nämlich nicht länger die Ablagerung des städtischen Kehrichts auf ihrem Gebiet. Der Hygieniker Erismann war mit dem Bau erst zufrieden, als der Kehricht nicht mehr von Hand, sondern automatisch von den Sammelwagen in die Öfen überführt wurde. Grosse Sorgen bereitete ihm der Bau des Schlachthofes. Unter seiner Leitung entstand ferner eine neue Desinfektionsanstalt und wurden Pläne für ein Stadtspital auf dem Käferberg erstellt.

Als Vorsitzender der stadträtlichen Wohnbaukommission brachte er seine langjährige Erfahrung im Wohnungsbau ein. Er führte die unentgeltliche Geburtshilfe ein, liess eine städtische Poliklinik für die Quartiere Wollishofen, Leimbach, Wipkingen und Hard eröffnen und setzte sich für die Schaffung der Poliklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten ein. Das städtische Arbeitsamt wurde zur Zentralstelle der schweizerischen Arbeitsämter. Die Einführung der Arbeitslosenversicherung, die ihm so sehr am Herzen lag, scheiterte schliesslich am Ausbruch des 1. Weltkrieges. Erismann war Mitglied der städtischen und kantonalen Tuberkulosekommission, der Pestalozzigesellschaft und spielte bei der Errichtung des Volkshauses eine entscheidende Rolle.

Erismann schätzte den Umgang mit intelligenten Frauen, und er trat auch öffentlich für das Frauenstudium ein. Seine erste Verlobte, Marie Vögtlin, Pfarrerstochter aus Brugg, kam nur mit grösster Mühe über den Trennungsschmerz hinweg. Dank Erismann erkannte sie, dass sich eine Frau etwas zutrauen darf. Sie entschloss sich ihrerseits zum Medizinstudium, das sie als erste Schweizerin abschloss. Während Jahrzehnten praktizierte Marie Heim-Vögtlin in Zürich-Hottingen.

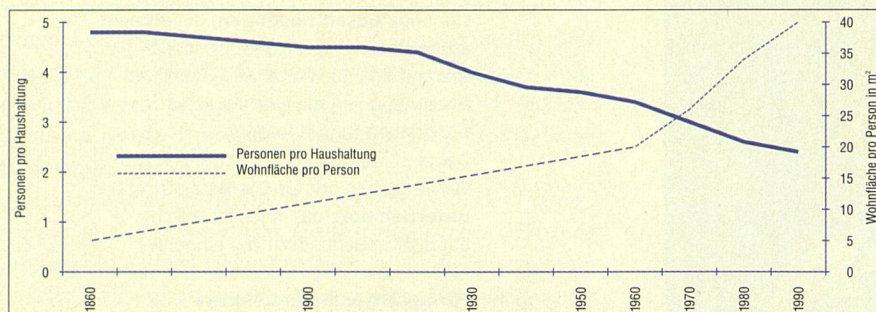
Selbstverständlich war Erismann nicht allen Zeitgenossen genehm. Dr. Franziska Tiburtius, die als zweite deutsche Ärztin in Zürich promovierte, schilderte in einem Brief vom 9. Februar 1873 einen studentischen Anlass im privaten Kreise: «Die bedeutendste Persönlichkeit des Kreises war wohl Dr. Erismann... Er erschien wieder in Zürich und treibt Spezialstudien in Gesundheitswesen und Stadthygiene. Ganz entgegen aller schweizerischen Tradition ist er ein fanatischer Internationaler, in seinen Ansichten über Welt und Menschenwerk radikal, reichlich russifiziert.» Soweit die bürgerliche, deutsche Dame aus gutem Haus. Anwesend an diesem Anlass war auch Erismanns spätere zweite Gattin, die russische Medizinstudentin Sophie Hasse.

Erismann hatte selbst im eigenen politischen Lager nicht nur Freunde. Der Aussersihler Arbeiterarzt Dr. Fritz Brupbacher war Erismann wenig gewogen, obwohl – oder weil? – auch er sich im Kreise von Russinnen wohl fühlte. Nach Brupbachers Tagebuch verfügte er über «weniger Intelligenz als ein Durchschnittsmensch»!

Erismann war ein unermüdlicher Krämpfer; heute bekäme er leicht das Etikett «workaholic» verpasst. Er hinterliess ein riesiges wissenschaftliches Lebenswerk. Vor Irrtümern war er indessen nicht gefeit. Seine Hartnäckigkeit schlug gelegentlich in Sturheit um. So hielt er an seiner eigenen Theorie über die Entstehung der Cholera fest, obschon Kochs Entdeckung des Choleraerregers bereits allgemein bekannt war...

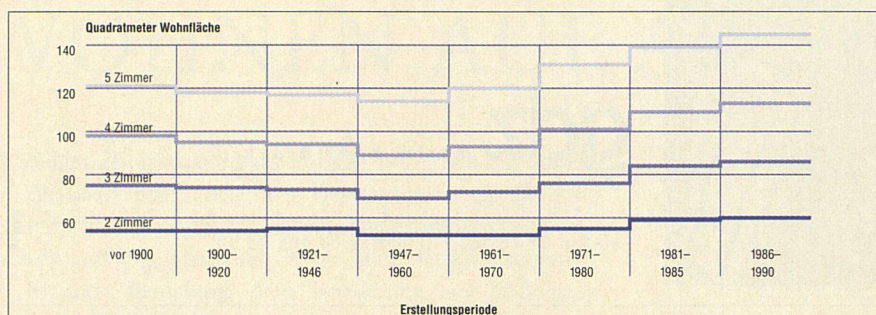
Wer Erismann kannte, lobte seine weltmännischen Umgangsformen und seinen Sinn für Humor. Er sah sich als Macher, Verwaltungskram war ihm zuwider. «Das Übermass an Kommissionen, der gar so schwerfällige Verwaltungsapparat und die damit verbundene Einengung der Kompetenzen und Bewegungsfreiheit des Schulvorstandes und anderes waren ihm höchst unsympathisch», erinnerte sich sein Stadtratskollege Dr. Bosshardt, weshalb für ihn nur das Gesundheitsamt in Frage kam. Bis zu seinem Tod war und blieb er ein Mann der grossen Linien und der grossen Welt, der sich immer wieder schwertat mit der Schweizer Enge – Eigenschaften, die seine Cousine schon beim jungen Studenten geliebt und bewundert hatte.

Wohnflächenkonsum und Haushaltgröße (CH)



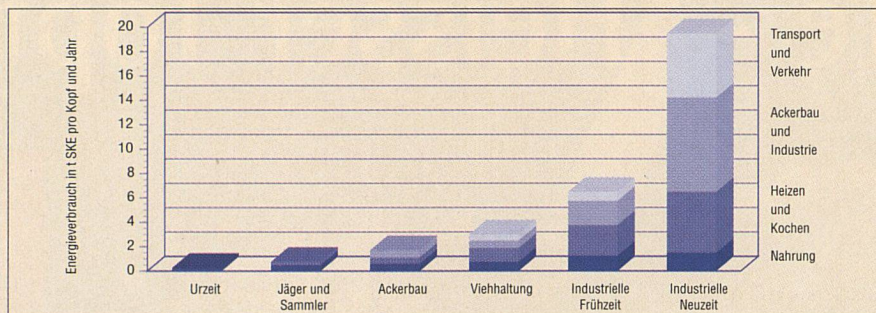
◁ Der Wohnflächenkonsum ist in den Jahren nach 1960 enorm gestiegen.* Die rasch zunehmende Mobilität der Mittel- und Unterschicht ermöglichte den Bau grosszügiger Wohnungen auf der grünen Wiese und kurbelte auch die Erstellung von Ferienwohnungen in der Schweiz an. Demgegenüber haben die Haushaltgrößen kontinuierlich abgenommen.

Fläche der Wohnungsgrößen nach Erstellungsperioden (CH)



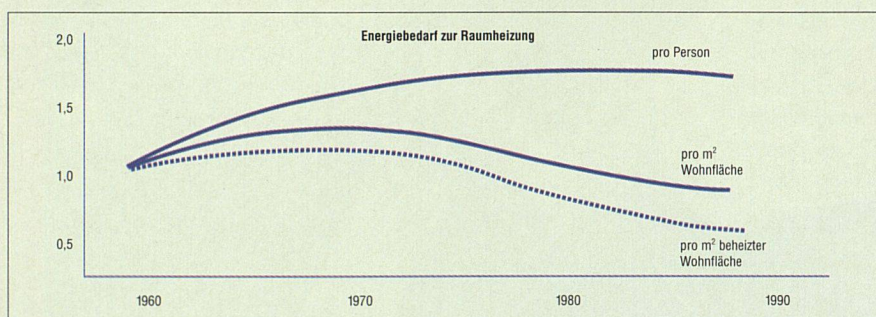
◁ Die Größen der Wohnungen haben sich nicht einfach kontinuierlich nach oben entwickelt, sondern bewegten sich bis in die Mitte dieses Jahrhunderts nach unten. Neubauwohnungen sind rund einen Viertel grösser als solche aus der Periode zwischen 1947 und 1960. Wenn diese zur Renovation kommen, stellt sich deshalb in vielen Fällen die Frage nach einer strukturellen Veränderung.

Energieverbrauch pro Kopf in der Menschheitsgeschichte



◁ Die Menschheit verbraucht im Laufe ihrer Entwicklung immer mehr Energie pro Kopf. Dies geschieht in Form von Energie für Transport und Verkehr, für Ackerbau und Industrie, für Heizen und Kochen sowie für die Veredelung von Nahrungsmitteln. Aus diesen Zahlen lässt sich unschwer erkennen, wieviel mehr Energie pro Kopf in den Industrieländern konsumiert wird als in Entwicklungsländern.

Heizenergieverbrauch pro Kopf und Quadratmeter



◁ Durch erhöhte Wärmedämmung, verbesserte Heiz- und Regeltechnik sank der Endenergieverbrauch pro m² Wohnfläche in den letzten Jahrzehnten. Doch die Zunahme beheizter Wohnungsteile, die höhere Nutzungsdauer (kürzere Arbeitszeiten) und der massiv gestiegene Wohnflächenkonsum machen die Pro-Kopf-Effizienz bestenfalls zum Null-Summen-Spiel.

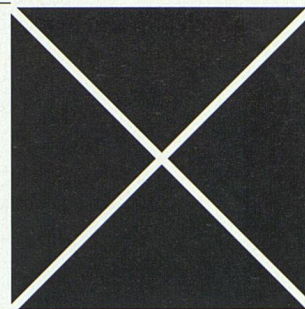
* Für die Schweiz sind nur Zahlen zu 1980 und 1990 erhältlich. Die Entwicklung 1960 bis 1980 wurde anhand bundesdeutscher Werte nachgezeichnet. Die Zahlen davor sind eine Mutmassung der Redaktion.

Die nachfolgenden Textpassagen stammen von Peter Weiss (1916–1982). In seinem Hauptwerk, der «Ästhetik des Widerstands», breitet der deutsche Autor die Geschichte des linken Widerstandes zwischen 1917 und 1945 aus. Das eigenwillige und anspruchsvolle Kunst-Werk erschien in drei Bänden. Peter Weiss flüchtete 1939 nach Schweden, wo er bis zu seinem Tod 1982 lebte. Posthum wurde er im selben Jahr mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet.

Die zitierten Stellen spielen in Berlin im Jahr 1937. Der (fiktive) Ich-Erzähler und seine beiden (realen, historischen) Freunde Hans Coppi und Horst Heilmann leben in ständiger Bedrohung durch die Nationalsozialisten. Die Wohnung wird ihnen zum flüchtigen Exil. (mw)

WOHNEN AUF ABBRUCH

Die Reihen der ineinandergeschobnen hölzernen Karren im Hof, die knarrenden Dielen der Treppen hinter uns lassend, öffneten wir die Tür mit der Scheibe aus geripptem Glas, den Kratzern und abgesprungenen Stellen in der fettigen, schwärzlich braunen Bemalung, dem Briefkasten aus buckligem schwarzem Blech, dem weissen zersprungenen Email des ovalen Namensschilds, der festgenagelten fleckigen Pappkarte, bedruckt mit dem verschnörkelten Text Leser des Völkischen Beobachters, und traten in die Küche ein. Im rauchigen Licht, das durchs Fenster fiel, waren Herd und Abwaschbecken zu erkennen, und am Tisch, unterm grünen Porzellanschirm der Deckenlampe, aufrecht auf dem Stuhl mit steiler Lehne, Coppi Mutter. (...) Die Fensterhälften waren fest verhakt, das Schloss der Tür war mit dem Schlüssel von innen wieder zugeedrückt, die Decke an den Messingringen vorgezogen. Von den Wänden strömte ein mattes Grün in den Raum, ausser dem Spiegel hing dort nichts als ein Kalender und eine Uhr, in einem runden weissen Gehäuse. Eine Tür führte zum Zimmer, in dem sich das Bett der Eltern Coppis befand, Coppi selbst schlief auf dem Sofa in der Küche, zwischen Truhe und niedrigem Bücherständer, alles glich der Einrichtung in unserer Wohnung in der Pflugstrasse, als ich dort noch mit meinen Eltern lebte. Der Küchenraum, der sich langsam verschattete, während die Glühfäden der Lampe schärfer wurden, stellte eine Eingeschlossenheit dar, die uns, die wir um den Tisch sassen, das Gefühl einer überwältigenden Niederlage aufzwingen wollte. Ausserhalb dieser Zelle, hinter den bröckelnden Mauern, dem Treppengebälk, dem Hofschacht, war nur Feindlichkeit, hier und da durchsetzt von ähnlich kleinen verriegelten Räumen, die immer seltner wurden, immer schwerer aufzuspüren oder schon nicht mehr zu finden waren. (...) Die belastende Ungewissheit hinderte uns indessen ebenso wenig wie früher daran, nach kulturellen Anregungen zu suchen. Zwar



hatten wir nicht eine Fülle von Literatur in den Regalen, wir liehen uns wöchentlich Bücher aus der Stadtbibliothek, zur Zeit der Anwesenheit Hodanns hatte ich sie auch stossweise von ihm, der sie willig auslieh, in unsere Wohnung getragen, doch die Bände, die uns gehörten, waren sorgfältig ausgewählt, sie waren zum Bestandteil unseres Lebens geworden, vom Vater, von der Mutter erworben. Durch zahlreiche Umzüge befördert, manche noch aus Bremen stammend, machten sie, neben einigem Geschirr und Bettzeug und dem Gepäck von

Kleidungsstücken, unser einziges festes Eigentum aus, denn in den Möbeln sahn wir nur zufälliges Gut, billig und gebraucht erstanden, im Leiterwagen zu neuem Wohnort geschoben, vom Umzug in eine andere Stadt schnell wieder verkauft. (...) Von welcher Bedeutung diese Bücher waren und mit welchen Kräften sie uns verbanden, zeigte sich während der Zeit, da immer wieder beim einen oder andern von uns die Polizei einbrach und die Autorennamen als Beweis gegen uns benutzte, und da kam der Besitz von einem Band Lenin Hochverrat gleich. Immer geringer wurde deshalb die Anzahl der Bücher, die wir bei uns aufbewahrten, unter dem Kleinholz neben Coppis Küchenherd fand nicht mehr Platz als ein Heft mit der Einführung in Das Kapital, ein paar Zeitungsausschnitte mit Reden Dimitroffs, die letzten Nummern der Roten Fahne, in den Völkischen Beobachter gesteckt, und das zerfledderte, von Hand zu Hand gegangne, als Reclamheft getarnte, mit dem Titel Wallensteins Lager versehne Braunbuch über den Reichstagsbrandprozess. Weniger denn je sprachen die Kahlheit und Ärmlichkeit in den Arbeiterwohnungen dieser Jahre von gedanklicher Leere, die politisch Aktiven waren alle bekannt, niemand hatte früher ein Geheimnis aus seiner Parteizugehörigkeit gemacht, die Mitgliedslisten waren in den Händen der Staatspolizei, wir lebten auf Abbruch, bewacht von Hauswarten, Betriebsobleuten, Blockwaltern, Kreisleitern, Sturmabteilungen und Schutzstaffeln, Angehörige, nahe Freunde waren im Zuchthaus, im Straflager oder im Exil, und die Zurückgebliebenen versahen sich nur mit dem Notwendigsten. Dies war wie immer sauber geordnet, nie waren die Stuben, in denen viele eng zusammenwohnten, dem Verfall preisgegeben, die Kargheit drückte verschwiegene Auflehnung aus gegen den Ansturm von Demoralisierung und Verdummung.

© by Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Er-kennntnis

ABER ROLF... ÜBERLEG DOCH
MAL... WENN ALLE SO DENKEN
WÜRDEN WIE DU...



...DANN WÜRDIE DIE WELT
SO AUSSEHEN, WIE...
...ÖM, WIE...



...WIE, ÖM... WENN ALLE
WIE DU, DANN... HMM... ÖH...



NAJA... DANN WÜRDIE
SIE SO AUSSEHEN, WIE SIE
HEUTE
AUSSIEHT.



Nike Van Andenhove



Sechs Unter-
schiede
verstecken
sich im
Spiegelbild der
menschlichen
Entwicklungs-
geschichte.
Wer sie findet,
darf sich
zu den Jetzt-
Menschen
zählen.

RAMAPITHECUS

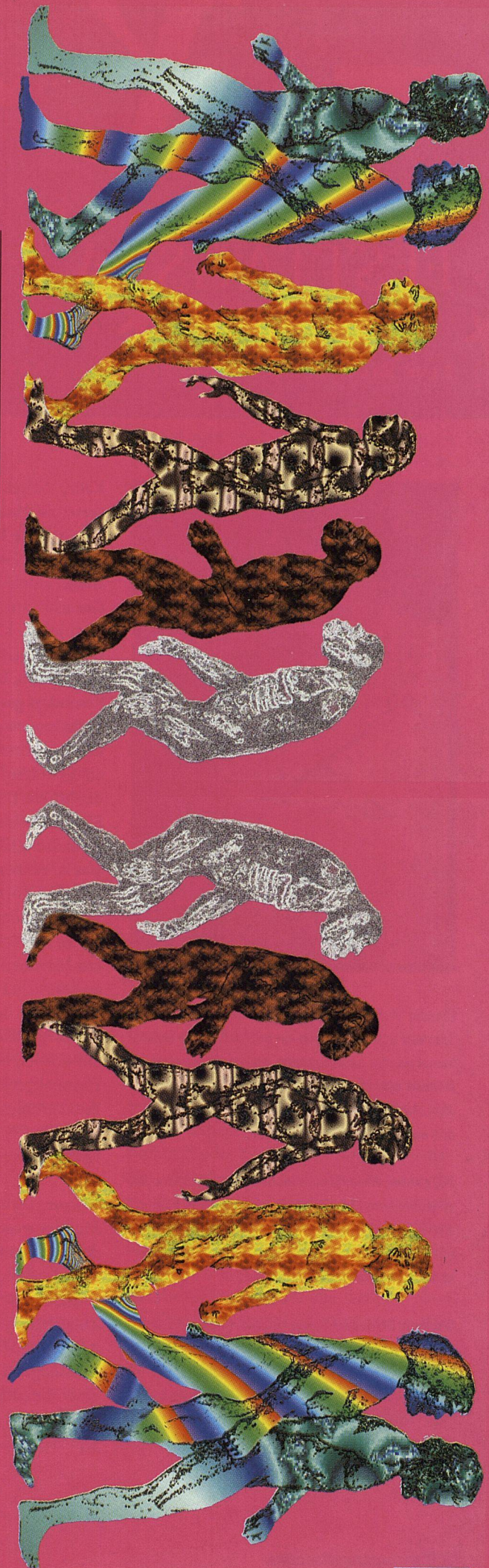
AUSTRALOPITHECUS

HOMO CRECTUS

NEANDERTALER

CRO-MAGNON-MENSCH

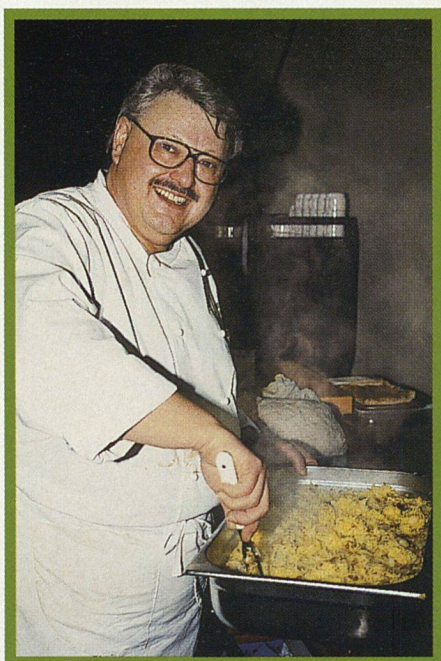
JETZTMENSCH



KUCHEN R

FESTTAGS PARTY EINMAL ANDERS

EINE SILVESTERFEIER BESONDERER ART: ALLE KOCHEN MIT AN DER FRÖHLICHEN KOCHPARTY.



Claudio Mullis (51), Leiter des Kochstudios der Siemens Schweiz AG, ist ein echter Profi. Er kreiert immer wieder neue Gerichte, so zum Beispiel den Ananas-Marzipan-Ring oder den Kartoffelring. «Kochen ist meine Leidenschaft», schmunzelt er, und man glaubt es ihm aufs Wort.

Die ganzen Rezepte sind recht umfangreich und mit vollständigem Mise en place versehen. Sie eignen sich auch hervorragend für kochbegeisterte Männer (wie Luciano Pavarotti, siehe Bild unten) und können gratis bestellt werden bei:

Siemens Schweiz AG, Kochstudio, Claudio Mullis, Querstr. 17, 8953 Dietikon-Fahrweid. Tel. 01/749 11 11. Sie liegen natürlich auch auf dem Internet unter <http://www.siemens.ch/uk/kiosk/> für Sie bereit.

Kälte, Nebel, Schneematsch: Da ist man gerne zu Hause und geniesst die Wärme. Eine schöne Kerze brennt, verbreitet Stimmung und Geborgenheit. Wenn neben den süssen Guetsli-Düften noch geheimnisvolle Gerüche aus der Küche kommen, dann wird jedem klar: Die Festtage sind da. Jene fröhliche Zeit, die zur schönsten im Jahresablauf zählt. Und wir selber können sie ganz besonders gestalten. Zum Beispiel mit einer Einladung zu einer Silvesterparty. «Ich habe mir die Ärmel nach hinten gekrempt und ein Festtagsmenü geschaffen», strahlt Claudio Mullis, Leiter des Siemens-Kochstudios. Ein Festessen, das speziell für Köche und Geniesser gedacht ist, die Freude haben, etwas zu zaubern. Und die mit Herz und Seele in den Kochtöpfen rühren.

Das Besondere am Festtagsmenü ist, dass dieses herrliche Festessen auch von mehreren Personen gekocht werden kann! Dank ausführlicher Rezepte und der genauen Beschreibung der Vorbereitung (mise en place) ist die Realisierung für Leute, die Freude am Kochen haben, kein Problem. Siemens-Haushaltgeräte erleichtern die Koch- und Zubereitungsarbeiten beträchtlich.

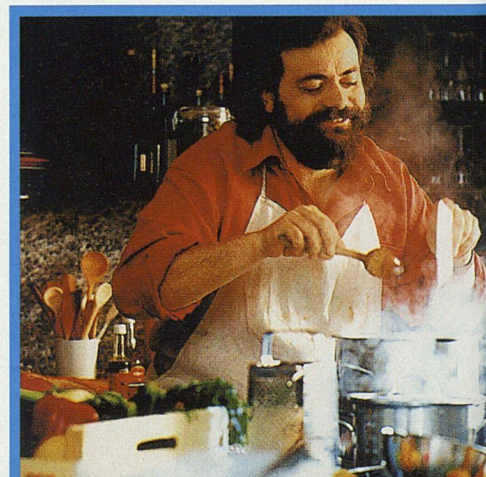
Festtagsparty einmal anders

Warum nicht einmal etwas anderes und Mutiges wagen? Statt dass die Köchin oder der Koch den ganzen Nachmittag und Vorabend alleine in der Küche verbringen muss, beziehen Sie Ihre Gäste einfach in die Zubereitung mit ein. Alle machen mit, jeder hilft mit. Musik aus der einen Ecke, ein Fernsehgerät, das munter spielt und kaum einer hinschaut in der anderen Ecke. Bunte Ballone und ein Apéro mit Dips und verschiedenen Saucen bringen ganz schnell ei-

ne gute Stimmung. Leichte, gespritzte Weissweine helfen, Gaumen und Zungen stets feucht zu halten. Zur Ergänzung können Sie bunte Mineralwasser oder Limonaden in grossen Glaskrügen bereitstellen. Planen Sie die Zubereitung des gemeinsamen Festmahls so, dass um Mitternacht mit dem Champagner ein prickelnder Schlusspunkt gesetzt wird. Wetten, dass Sie damit ganz gross Furore machen? Im kommenden Jahr wiederholen Sie das gleiche nochmals, diesmal als Gast bei einem Ihrer heutigen Partygäste.

Das feine Menü wird zuerst als Ganzes vorgestellt. Grossen Eindruck machen immer wieder stilvoll gestaltete Menükarten. Oder setzen Sie es auf die Einladung. Es ist keineswegs verpönt, den Gästen gleich noch diskret zu sagen, was sie mitbringen können.

Falls Ihnen das zu weit geht – das Menü eignet sich ebenso gut für eine ganz konventionelle Einladung, wo der Gastgeber/die Gastgeberin kocht und die Gäste verwöhnt werden. Ganz nach Lust und Laune. Als Vorbereitungszeit für Ihr Festmenü müssen Sie mit rund zweieinhalb Stunden rechnen, gekocht ist es danach in etwa anderthalb Stunden.



Riesencrevetten an Pernod-Sauce
Zitronen-Basmati-Reis
Nüsslissalat Orientale
Schweinsfilet an Morchelsauce
Kartoffelring Bernoise
Thurgauer Rüebl
Ananas-Marzipan-Ring

Nun, sind Sie schon gluschtig geworden? Wenn mehrere Personen dieses Menü kochen (Kochparty), können die einzelnen Gänge auf verschiedene Personen oder Personengruppen aufgeteilt werden. Wichtig ist, dass eine Person die Übersicht behält und als Manager über der Sache steht. Sie soll auch die notwendigen Bestecke, Messer, Töpfe und Teller bereithalten und dann und wann mit Rat (wo finde ich was?) zur Seite stehen.

Abwaschen und Aufräumen wird zur Ehrensache für alle. Fröhliches Abwaschen nach Mitternacht in den Neujahrmorgen hinein: Wenn das keine überraschende Umsetzung aller guten Wünsche ist. Fröhlichkeit und gute Laune gehören zu dieser Kochparty, die so schnell zum gemeinsamen Erlebnis wird. Eine Silvesterparty, die sicher nicht schon jeder kennt und an die sich alle gerne erinnern.

Riesencrevetten an Pernod-Sauce

Schon die Vorspeise ist etwas ganz Spezielles: Der feine Anis-Geschmack des Pernods harmonisiert himmlisch mit den Riesencrevetten. Das Rezept lässt sich sehr gut auch mit Baudroix (Seeteufel) kochen, für den Fall, dass der Fischhändler mal gerade keine Riesencrevetten vorrätig hat. Nachdem die Crevetten beidseitig 2 Minuten angebraten sind, werden sie mit Pernod flambiert. Aus dem Fond wird dann eine raffinierte Sauce zubereitet.

Zitronen-Basmati-Reis

Dass Reis nicht einfach Reis ist, merkt man spätestens beim Probieren dieses Basmati-Zitronen-Reises. Nussöl, gehackte Zitronenscheiben und Zitronenrädchen im Zuckersirup machen aus der simplen Reis-Beilage schon fast ein eigenes Festessen mit einem geheimnisvollen Duft.

Nüsslissalat Orientale

Nüsslissalat ist schon alleine etwas Feines, mit filetierten Orangen, Pinienkernen und Feta-Käse-Krümeln wird daraus aber ein Gedicht. Man soll diesen Salat unbedingt als eine eigene Speisefolge servieren, nur so kann sich die Aromakomposition voll entfalten.

Schweinsfilet an Morchelsauce

Hier wird ein feiner Cognac dazu verwendet, um die gedünsteten Morcheln abzulöschen. Sehr wichtig: Die Pilze müssen unbedingt eine ganze Nacht lang in einem Liter Wasser eingeweicht werden. So hat man genügend Morchelwasser, um eine schöne Sauce zu kochen.

Kartoffelring Bernoise

Rohe Kartoffeln werden geschält und durch eine mittlere Raffel gerieben. Fein geschnittener Lauch und geriebener Emmentaler Käse dazugeben. Mit einem Guss aus Halbrahm und Pfeffer und Muskat übergossen und in einer Cake- oder Ringform etwa 50 bis 60 Minuten backen.

Rüebl Thurgauer Art

Das Überraschende an diesem Gemüse ist die Beigabe von Apfelkonzentrat oder Birnendicksaft. Wenn die Rüebl richtig gekocht werden, bekommen sie ein schön glasiertes Aussehen.

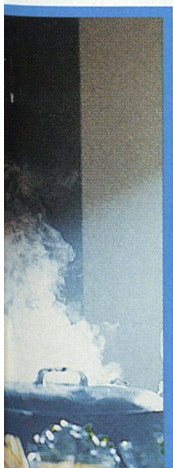
Ananas-Marzipan-Ring

Die gleiche 28-cm-Ringform wie für die Kartoffeln kann nun dazu verwendet werden, um das Dessert herzustellen. Dieses Dessert kann bereits am Morgen oder am Nachmittag gebacken werden.

Und die Getränke?

Schwach kohlenensäurehaltiges Mineralwasser passt zu allen Speisegängen. Für die Fisch-Vorspeise eignet sich ein Aigle, ein St-Saphorin oder ein Dézaley. Zum Schweinsfilet wird dann ein roter Epesses oder ein nicht zu schwerer Merlot gereicht. Zum Dessert passt am besten ein feiner, nicht zu starker Kaffee, aber auch ein weisser Bordeaux (etwa ein Sauternes), ein Eis- oder Oktoberwein. Oder für die festliche Note ein Glas Champagner oder Spumante. Wer will, kann den Champagner auch zum ganzen Menü reichen. Wichtig ist es, keine schweren Weine zu servieren, sie würden schlecht zur feinen Geschmacksfolge der Speisen harmonieren.

LUDWIG F. DRAPALIK



Bau- meister	brit. So- zialpoli- tiker 1771-1859	giftiges Gas		Sinnes- organ		Haupt- stadt i. Europa	junges Huhn		schmale Brücke	Böses		Abk. f. Strasse		Sport- gerät	erste Kanal- schwim- merin
				3					Ideal- zustand						
				erster Alpen- über- flieger		ober- halb						Buch- teil	6	Germano	
Leitung für flüssige Stoffe			Quittung					10	Werk- zeug		franz. Mittel- meer- hafen				
roter Farb- stoff						Gnade Gottes		Heinr. schweiz. Dichter + 1928							
		2	Mutter des Perscus		Schiffs- lein- wand					Frauen- name		Abk. f. un- löslich	8		
Berg bei St. Moritz		Fecht- waffe						Herbst- blume		weibl. Huftier					
					Norm		Baum- strasse						1	aus Erz	ugs.: Strassen- bahner
früh. russ. Adliger		engl. Luxus- schiff (1912)		Fahrt						beschleu- nigt (Musik)		dt. Vor- silbe			
Stock- werke						4	Staats- ange- stellte		Rad- renn- fahrer						
	9			Fig. aus "Perlen- fischer"		weibl. Fig. i. "Teil"						ital. Maler + 1525		Kloster- frau	
schweiz. Zirkus	grösste Ausstel- lung Berns		Innen- organ					7	schweiz. Maler + 1527		Wahl- zett- kasten				
dritt- grösste schweiz. Stadt						Abk. f. Segel- flug		kant. Autoz.			Zwerg		5		
Ort i. Sernf- tal/GL					pfiffig						Stadt im Dep. Somme (F)		Autoz. Holland		
			Aufzug					griech. Göttin				engl. Zahl- wort			
Monats- name	frz. Sozial- philo- soph 1772-1837														

IMPRESSUM
EXTRA 3
Beilage zum «wohnen»
Nr. 12/96
HERAUSGEBER
SVW, Dr. Fritz Nigg
REDAKTION
Redaktion «wohnen»
VISUELLES KONZEPT
RSA Ron Stocker Art,
Zürich
DTP
Katja Zvecevac, gdz AG
DRUCK
gdz AG, Zürich



Rätsel

Preise im Wert von über tausend Franken zu gewinnen! Wenn Sie das Lösungswort zu unserem Kreuzworträtsel herausgefunden haben, winken Ihnen fünf attraktive Preise. Sie wurden von der Alternativen Bank Schweiz ABS in Olten gestiftet, die vielen Genossenschaftsprojekten – wie auch dem Choschthuus Rapperswil – als Hausbank zur Seite steht.



1. Preis: Ein Sparheft bei der ABS mit 500 Franken Einlage
2. Preis: Ein Sparheft bei der ABS mit 250 Franken Einlage
3. Preis: Ein Sparheft bei der ABS mit 250 Franken Einlage
4. Preis: Ein Büchergutschein im Wert von 100 Franken.
5. Preis: Ein Reisegutschein im Wert von 100 Franken.

Senden Sie Ihre Lösung mit Absender bis 31. Januar 1997 an Redaktion «wohnen», Rätsel, Bucheggstrasse 109, 8057 Zürich.

Die Gewinner/innen werden dann ausgelost und sofort benachrichtigt. Die Auflösung des Rätsels folgt im Februar-«wohnen».